Morgen

Wochenschrift für deutsche Kultur, begründet und herausgegeben von **Werner Sombart:** Kulturphilosophie / **Richard Strauß:** Musik / **Georg Brandes:** Literatur **Richard Muther:** Kunst / unter Mitwirkung von **Hugo von Hofmannsthal:** Lyrik.

Nummer 2 Abonnement vierteljährlich 6 Mark Preis der einzelnen Nummer 50 Pfg. **10. Januar 1908**

Das Ende?

Am vierten Januar 1908 wurde Maximilian Harden von der vierten Strafkammer des Landgerichts Eins in Berlin zu vier Monaten Gefängnis verurtheilt, weil er den Grafen Cuno von Moltke der Homosexualität geziehen haben soll. Ich habe vor acht Tagen hier gesagt: „Dem Grafen Cuno von Moltke hat Harden Homosexualität nie nachgesagt. Wer das Gegentheil behauptet, bleibt nicht bei der Wahrheit. Daß es in den Artikeln nicht steht, braucht keinem Ehrlichen bewiesen zu werden." Ich nehme kein Wort von diesen Sätzen zurück und bestreite, daß die vierte Strafkammer des Landgerichts I zu Berlin in eine objektive Würdigung des gegebenen Thatbestandes eingetreten ist. Wäre sies, nie hätte ein Urteil von so handgreiflicher Ungerechtigkeit zustande kommen können. Ich kann nur annehmen, daß die also Irrende der Massensuggestion erlegen ist; auch Strafkämmerlinge sind ja Menschen.

Ueber das, was in den Artikeln wirklich steht, ist überhaupt nicht verhandelt worden; nicht am ersten, nicht am letzten Tag, nicht öffentlich, nicht hinter verrammelten Thüren. Mit beispielloser Willkür wurde hineininterpretiert, wurde auf Hardens Haupt abgeladen, was eine von allen politischen Instinkten verlassene Presse im Mai angerichtet hat. Wenn Harden nicht selber zugegeben hätte, wer in dem so viel beschwatzten und doch so harmlosen Nachtgespräch der „Süße" sei, so wüßte mans heute noch nicht. Im Mai noch wurde allgemein Lecomte dafür gehalten. Der Name Moltke wurde in der „Zukunft" drei-, höchstens viermal erwähnt, nie in sexuell kompromittirendem Sinne; auch die Wendung: „Zwei Aestheten von sehr verschiedener Sinnenrichtung" kann nur ein ganz Befangener im Sinne des Strafkammerurtheils auffassen. Sinn, meine Lieben, ist Geschlechtssinn; einen andern giebts nicht. Und Aesthet ist bekanntlich ein Mensch, der (nicht etwa für künstlerische, sondern) für geschlechtliche Impressionen außerordentlich empfänglich ist. Jeder sieht, auf wie starken Stützen die Urtheilsbegründung ruht. Das Nachtgespräch war am 24. November, die Bemerkung über die verschiedene Sinnenrichtung zweier Aestheten am 27. Oktober 1906 erschienen. Seitdem wurde der Name des ehemaligen Stadtkommandanten von Berlin nur noch zweimal erwähnt. Am 17. November 1906 in einem „Praeludium" überschriebenen Artikel. „Phili hat, heißt es da, für alle seine Freunde gesorgt. Ein Moltke ist Generalstabschef, ein anderer, der ihm noch näher steht, Kommandant von Berlin, Herr von Tschirschky Staatssekretär im Auswärtigen Amt; und für Herrn von Varnbüler hofft man auch noch ein warmes Eckchen zu finden. Lauter gute Menschen, poetisch, spiritistisch; so fromm, daß sie vom Gebet mehr Heilswirkung erhoffen als von dem weisesten Arzt; und in ihrem Verkehr, mündlichen und brieflichen, von rührender Freundschaftlichkeit." Warum wurden die Herren von Tschirschky,

von Varnbüler und Hellmuth von Moltke nicht vor Gericht citiert und gefragt, ob sie aus den Zeilen den Vorwurf homosexualer Bethätigung herausgelesen hätten? Weil sie dem Frager ins Gesicht gelacht hätten. Sie wußten sich rein und lasen in die Artikel nicht hinein, was nicht drin stand. Und warum wurden nicht auch sie von ihrem Kaiser zur Rechtfertigung aufgefordert, wenn doch die Zukunft-Artikel Anstoß und Unterlage zu allem Unheil gewesen sein sollen? Ich hoffe, auf diese Frage wird uns von irgendeiner Seite Antwort, und zwar plausible und unzweideutige Antwort werden. Ist Harden endlich schuld, daß in denselben Tagen, wie Graf Cuno von Moltke, auch der Graf Wilhelm von Hohenau gehen mußte, von dem Harden nie auch nur das Geringste behauptet hat? Gebt Antwort, wenn sie euch möglich scheint! So lange sie fehlt, wird die Ueberzeugung nicht zu erschüttern sein, daß andre Gründe, als die Artikel der „Zukunft", für die Verabschiedung der Herrn den Ausschlag gaben, und daß die entgegengesetzte, im Gerichtssaal aufgestellte Behauptung eine eklatante Unwahrheit darstellt. Im Jahre 1907 kommt der Name Moltke nur noch einmal vor. In dem Heft vom 2. Februar steht der Satz: „Die Grafen Moltke und Hohenau haben das Komthurkreuz des Hausordens von Hohenzollern bekommen (Phili hat es wohl längst)."

So. Damit ist das Verbrechen, das der Herausgeber der „Zukunft" begangen hat, umschrieben. Und ich frage jeden Ehrlichen, ob ich nicht Recht habe mit der Behauptung, daß Harden dem Grafen Cuno von Moltke Homosexualität nie nachgesagt habe, daß, wer es behauptet, nicht bei der Wahrheit bleibt? Frage weiter, ob die Verfehlung, wenn überhaupt eine in den paar Sätzchen liegt, mit vier Monaten Gefängnis gepönt werden muß? Einer Strafart, die der Gesetzgeber für Diebe, Zuhälter, Huren, Mündelgelddefraudanten und ähnliche Ehrenbürger als Sühne bewiesener gemeiner Gesinnung ins Strafrecht aufgenommen hat. Ich kanns nicht finden und sage mit Luther: „Wenn Das soll Recht sein, was die Person, so im Amt sitzt, will und thut, so ists ganz aus."

Non quis, sed quid dicatur, attende, hat Seneca gewarnt. Sehen wir uns die Beweisaufnahme ein Bischen an. Otto von Moltke, der Klosterprobst und Vetter des Nebenklägers, hat bekundet: „Der Zweck meines Auftrags, den ich zugleich auch als Kartellträger übernommen hatte, sollte der sein, in einer persönlichen Unterredung mit Herrn Harden festzustellen, was er mit den Artikeln eigentlich beabsichtigte und welche Auffassung er über meinen Vetter eigentlich habe." Ferner: „Ich konnte meinen Auftrag nur so auffassen, daß volle Wahrheit über den Inhalt der Artikel geschaffen werden sollte." Festgestellt ist hiernach, daß der so schmachvoll beleidigte Herr am 11. Mai 1907 noch nicht wußte, was der Beleidiger sagen wollte, obwohl er, wie auf besonderen Wunsch des Oberstaatsanwalts ebenfalls festgestellt wurde, die „Zukunft" immer mit Spannung erwartete und sofort las. Beleidigungen dieser Art müssen in der That furchtbar sein. Noch furchtbarer behauptete Thatsachen, die Der, über Den sie behauptet werden, nicht zu erkennen vermag. Hier konnte unter die Beweisaufnahme eigentlich ein Strich gemacht werden. Wenn mans anders beliebte, so wird man nach Gründen suchen müssen, die mit der rechtlichen Beurteilung der „That" des Angeklagten in keinem direkten Zusammenhang stehen. Wir brauchen auch nicht lange zu suchen. Der seit dem 11. Mai für befleckt ausgegebene Ehrenschild des Herrn von Moltke mußte wieder gereinigt werden. Das war nur möglich, wenn man Frau von Elbe ruinierte. So kams, daß wir acht Tage lang eine Verhandlung genossen, die den Herausgeber der „Zukunft" so gut wie nie nichts anging. (Wohl

gemerkt, das that derselbe Gerichtshof, der Beweisanträge gegen den Zeugen Eulenburg ablehnte.) Die Ehrlichkeit fordert das Bekenntnis, daß das Ziel glänzend erreicht wurde. Und wie (aristophanischen Gedenkens) der von Myrrhine gefoppte Kinesias bekam Herr Harden vom Chorführer das höhnende Wort zu hören: „So in die Patsche geführt hat Dich, traun, dies erzschändliche, dies erzscheußliche Weib.“ Ob dies Ergebnis zu solchen Hymnen Anlaß giebt? Den Zeitgenossen hat das Schauspiel gefallen. Ich möchte mir aber doch in aller Bescheidenheit ein paar Bemerkungen zum Thema Elbe gestatten. Erstens: der Geheimrath Schweninger hat an Frau von Elbe keine Spuren von Hysterie bemerkt. Zweitens: die Nichte des Grafen Cuno Moltke und Gattin Schweningers hat davon ebenfalls nichts bemerkt. Drittens: Herr Harden, der doch, wie ihm selbst seine erbittertsten Gegner nicht bestreiten, ein leidlich guter Psychologe ist, hat dito nichts bemerkt. Viertens: warum hat man den dritten Mann der Frau, der ja leicht genug zu erreichen war, nicht vernommen? So glaubwürdig wie die Gräfin Danckelmann, die Schwester des Klägers, ist er doch mindestens auch. Fünftens: warum hat man nur drei Viertelstunden lang die Briefe des Vaters der Dame verlesen, ohne zu konstatieren, daß Herr von Heyden längst sein Urtheil revidiert hat? Sechstens: acht Tage lang hat die vom Vorsitzenden, vom Staatsanwalt, von Herrn Sello bedrängte Frau einem Kreuzfeuer stand gehalten, das die allerwenigsten Männer unbleſſirt überstanden hätten; gab, wo oft um Kleinigkeiten und Subtilitäten gestritten wurde, klare und verständige Auskunft. Siebtens: Herr Doktor Korth, der fast drei Lustren lang ihr Hausarzt war, hat vor der Ehe der Frau mit dem Kläger nichts von Hysterie bemerkt. Achtens: die Sachverständigen Professor Eulenburg und Medizinalrath Hoffmann sind sich nach tagelangem Verhör, nach der halbstündigen Philippika des Fürsten Eulenburg, der Aussage des Nebenklägers, den Briefen Herrn von Heydens noch immer nicht über die Hysterie der Dame einig, so daß Herr Isenbiel den Freund Philis, Doktor Frey, aus Wien hercitieren muß. Neuntens: Erst dieser Herr, im Verein mit ein paar verärgerten Dienstboten und der Schwester des Klägers, bringt das Kunststück fertig, die Glaubwürdigkeit der Frau von Elbe zu vernichten. Quaevis hysterica mendax, hat der Herr auf Drängen des Staatsanwaltes behauptet, sei ein allgemein anerkannter Satz. Herr Professor Eulenburg hat seine Richtigkeit bestritten. Zehntens: Die Aussage der Zeugin findet eine Stütze in wiederholten Aeußerungen Bismarcks. Doch Otto von Bismarck war bekanntlich auch hysterisch und log, wie Frau von Elbe, im Zorn das Blaue vom Himmel herunter. Im Ernst: Um diese Edlen zu retten, nimmt sich eine Handvoll Dutzendjuristen heraus, den Reichsgründer zum Verleumder zu machen. Und kein Sturm der Entrüstung fegt die zu so löblichem Thun Entschlossenen von den Sitzen. Wenn Euch eine solche Beweisaufnahme ideal vorkommt und zu Hymnen über die begeistert, die Ihr im Mai und Juni wie ertappte Verbrecher und lichtscheue Existenzen behandeltet: ich will die Freude nicht stören. Mit keiner Silbe wurde auf diesen Blättern die Sache erwähnt, ehe das schöffengerichtliche Urtheil ergangen war. Nie wäre sie erwähnt worden, wenn ich die Gefährlichkeit des Pressetreibens nicht vom ersten Augenblick an erkannt hätte. Und heute zu schweigen, wäre eine Schmach. Wenn vom „Vorwärts“ bis zur „Kreuzzeitung“ systematisch an der Fälschung eines einfachen Thatbestandes gearbeitet und nicht eine Stimme zu Gunsten des zu Unrecht Verurtheilten laut wird, hat auch die bescheidenste Kraft das Recht und die Pflicht, zu sagen, wie Fichte gemahnt hat, was ist.

Ueberblickt man den Gang der Verhandlung im Ganzen, so erhält man folgendes Bild: Zuerst kommt der Herr Klosterprobst nnd stellt seinem Vetter einen glänzenden Leumund aus. Dann werden die Thüren verriegelt, die beiden (nicht von Harden, sondern von der Presse) Beschuldigten waschen sich gegenseitig rein (wir sind augenscheinlich wieder bei dem mittelalterlichen Institut der Reinigungseide angelangt). Hac re bene gesta öffnen sich die Thore wieder und wir sehen die Herren in voller Reine vor uns, mit Eifer an der Arbeit, das Zeugnis der Frau von Elbe aus der Welt zu schaffen, die Dame selbst auf dem blanken Ehrenschilde des Herrn Grafen zu opfern. Ich muß bekennen, schon Imposanteres gesehen zu haben. Und ich muß bitten, uns mit der Phrase vom blanken Ehrenschild, die wir nun bis zum Uebelwerden oft zu schlucken bekamen, endlich zu verschonen. Erst kam Herr Isenbiel damit, dann kam Herr Sello und zuletzt gar das Urteil selbst. „Graf Moltke, heißts in der Begründung, steht sittenrein da, kein Makel haftet ihm an und blank und fleckenlos steht sein Ehrenschild da." Geschmackvoll. Und ungemein klug. Sicher hat der Gerichtshof alles ihm zugängliche Material über den also Gefeierten studiert, ehe er zu so kräftiger Belobigung ausholte. Ganz sicher auch das in den Ehescheidungsakten liegende ärztliche Zeugnis, das im schöffengerichtlichen Verfahren erwähnt wurde. Hört die läppische Verhimmelung eines braven Dutzendmannes nun nicht bald auf, und wird der gentlemanlike Sport, sie auf Kosten einer Frau durchzusetzen, noch weiter betrieben, dann wird die Publikation dieses Gutachtens zur leidigen Pflicht werden.

. . . Les insensés dirent: le ciel est beau.
Chassons cet homme, et soufflons sur sa gloire,
Comme au grand jour on éteint un flambeau.

Ob der Herausgeber der „Zukunft" in den letzten Tagen nicht manchmal der Worte gedacht, die Beranger einst für Chateaubriand schrieb? Sich nicht manchmal der Sprüchlein erinnerte, in denen mittelalterlicher Humor das bei Hegendorf zuerst aufgetauchte Wort: „Juristen böse Christen" zu variiren liebte? Nicht lächelnd Luthers Frage gelesen hat, ob „Büttel, Henker, Juristen, Fürsprecher und was des Gesindes mehr ist, selig werden" können? In einem erhitzten Kopf läuft, ehe die Erschöpfung kommt, manche Frage führerlos umher, die man in gesunden Tagen straff am Zügel hält.

Am 9. Mai 1749 schrieb Friedrichs Großkanzler Cocejі an seinen König, daß „die Procuratoren eine wahre Pestilenz der Justiz" seien, daß sie „mehrentheils Lakayen gewesen und gleichwohl den ganzen Proceß dirigirten". Das war damals vielleicht eine lapidare Unwahrheit; ist vielleicht heute wieder eine. Das darf man hoffen, muß es glauben. Glauben, daß kein Staatsanwalt, kein Richter anders je als seiner Ueberzeugung entsprechend handeln und erkennen wird. Subjektiv bleibt aber auch des Richters Glaube. Ich kann keinen Standpunkt gewinnen, der mir das von der vierten Strafkammer des Berliner Landgerichts gegen Maximilian Harden gefällte Urteil berechtigt erscheinen ließe. Und es ist auch keine Frage, daß die Ruhe nicht wiederkehrt, so lange dieser beschämende Fehlspruch zu Unrecht besteht, der deutlicher als irgend etwas sonst für Machiavellis alte Weisheit predigt. „Wohl zu merken ist, daß die Menschen entweder zur Ruhe geschmeichelt, oder vernichtet werden müssen. Denn wegen geringer Beleidigungen rächen sie sich; wegen großer vermögen sie das nicht. Jede Verletzung muß also so zugefügt werden, daß keine Rache zu besorgen ist." Und nicht Harden allein wird die Richtigkeit des Satzes empfinden. Auch Bernhard Fürst von Bülow wird die Frucht seines Wirkens bald genug nun reif finden. Und ihm geschieht, was er sich verdient hat.

Karl Schnitzler.

Epilog.

„Soll er strafen oder schonen,
muß er Menschen menschlich sehn."

Aehnlich wie Warren Hastings einst, der seinem Vaterlande mit Einsetzung der ganzen Lebenskraft ein großes Kolonialreich gewonnen hatte und der, um eines im Verhältnis zu dieser Tat unbedeutenden Fehls willen, schimpflich dann vor den Augen der Nation verurteilt wurde, hat Harden in diesen Tagen vor seinen Richtern gestanden. Nicht so abenteuerlich heroenhaft wie der unsterbliche Generalstatthalter der ostindischen Kompagnie; aber bei weitem auch nicht so angreifbar. Wie so oft schon in der Geschichte, stand — diesesmal im bürgerlichen Allerweltsrock — eine Eroberernatur vor korrekten, buchstabengläubigen Beamten; steht sie jetzt vor dem Tribunal der Presse, die mit dem Blick auf die Abonnentenliste lobt oder tadelt, vergöttert oder verlästert. Harden erfährt nun das Schicksal aller sieggewohnten Willensmenschen: er stolpert, wo er sich ganz sicher wähnte. Und seinen Fall begleitet das Frohlocken der ihm Unebenbürtigen.

Eine kleine, abseits stehende Schar sieht mit tiefem Grimm und schmerzlicher Teilnahme dem beschämenden Schauspiel in erzwungener Untätigkeit zu. Für sie existiert kaum die pharisäische Frage: wo ist Recht? wo ist Unrecht? Denn das sind unklare Begriffe, abhängig vom Klassenbewußtsein, von Altersanschauungen, von hundert sozialen und individuellen Determinationen. Höher als solche wechselnden Begriffe steht die wollende Kraft. Denn sie ist elementarisch.

Eine solche Kraft, eine unserer wertvollsten, soll nun, im Namen eines formalen Rechtes, gebrochen werden. Mit vorgewünschtem Erfolg, nach einem Grundsatz der Staatsraison.

Solches geschieht nicht zum erstenmal. Solange es politische Geschichte gibt, hat es auch Menschen gegeben, die ihrem politischen Aggressivitätstrieb Opfer geworden sind. Dem gegenüber hat das in höherem Sinne ethisch wägende Urteil nicht im Moralkodex ängstlich nach passenden Paragraphen zu suchen — weder für die Gewalt noch gegen sie —, sondern nur zu fragen, ob die strafende und vernichtende Gewalt einen schöpferischen Staatsgedanken vertritt und ob sie rücksichtslos sein darf, weil der Angreifer fördernde Kulturarbeit hindert. Das „Recht" ist immer dort, wo ein verständiger Zukunftswille ist, eine mutige Arbeitstüchtigkeit und ein leidenschaftlicher Bautrieb. Ein Bismarck durfte immerhin ihm unbequeme Politiker mit staatlichen Machtmitteln rücksichtslos beseitigen, denn die Gegner gefährdeten ein genial gedachtes Werk.

Heute aber hat die Staatsgewalt nicht diese höhere Sittlichkeit des großen Wollens für sich. Das haben ihre letzten fünfzehn Arbeitsjahre hinlänglich bewiesen. Wenn sie darum einer ursprünglichen Energie im Namen der Majoritätsmoral die Sehnen der Kraft durchschneidet, so steht sie vor uns da, wie sie immer noch dastand, wenn die Mittelmäßigkeit das große Talent vor den Richterstuhl rief. Sie erscheint doppelt arm, als Inhaberin der materiellen Macht. Denn sie vergißt ihr höchstes Vorrecht zu nutzen, ihre edelste Kraft: sich mit dem Talent — mit jedem Talent — zu vertragen und es nutzend so zu fördern, sich ihm so zu verbünden, daß es zum Straucheln garnicht kommen kann.

Harden hat denen, die an das Edle und Bedeutende in seiner Natur fest glauben, in diesen Prozessen nicht immer gehalten, was seine Fähigkeiten, was seine Lebensarbeit versprachen.

**

In der ersten Verhandlung fehlte es ihm an zurückhaltender Würde. Eine so peinliche und ungeheuer schwierige Arbeit, wie er sie freiwillig, als ein Tapferer, übernommen hat, — in Parenthese: eine Arbeit die nicht diskreditiert ist, weil der erste Kläger als Sieger nun den Saal verlassen hat — konnte unangreifbar nur den machen, der an sie mit der großen Einfalt eines rückhaltlosen Herzens und sokratischen Geistes voll, hinantrat. In der zweiten Verhandlung aber war Harden krank und matt. Trotzdem steht er noch jetzt, wo er seine Beweise zum Teil hat dahinsinken sehen, als die siegende Kraft gegenüber seinen hunderttausend Splitterrichtern. Denn er steht nach wie vor da als ein Wille, als der Träger einer Idee, als eine Eroberernatur; als Einer, der den Stoff des Lebens formend anzugreifen sich leidenschaftlich müht, wo sich die ihm gegenüber vom Leben passiv dahinführen lassen, ängstlich bemüht nur, im Gedränge Haltung und äußere Würde zu bewahren.

Hier lacht es spöttisch von allen Seiten. Produktiv? Werte schaffend? Dieser Destrukteur! Ein Idealist dieser mit so vielen Fehlern behaftete Mann?

Ich kenne Hardens „Fehler". Besser als die meisten seiner Ankläger; denn ich stehe ihm näher. Was aber sind bei einer fanatisch wollenden Natur überhaupt „Fehler"! Auch sie werden dem von Natur Starken zu Wurzeln der Kraft; sie sind der aktiven Energie Reaktionserscheinungen. Fehler sind gemein, wenn sie Werkzeuge gemeiner Zwecke sind. Bei Harden sind sie Waffen oder Mittel der Selbsterhaltung. Sie wirken oft unsagbar unbequem und sind zuweilen schädlich; nie aber sind sie verächtlich. Denn es sind ebenfalls übersetzte Energien. Seine Schwächen sind darum wertvoller noch, als die selbstgerecht mit „Objektivität" prunkende, feierliche Korrektheit des ersten Anklägers; diese Fehler stehen immer noch höher als die lendenlahmen Vorzüge der ringsumher mit Gift, Galle, Philisterhaftigkeit oder Indifferentismus „Gerechtigkeit" Uebenden.

Und wer Harden einen Destrukteur nennt, weiß nicht, daß man auch mittels der Verneinung bejahen kann. Als Kritiker hat dieses aktive Temperament seinem Volke ein neues Gebiet politischen Denkens erobert: ein Warren Hastings im weiten Neuland der modernen Staatsidee. Das ist nicht eine willkürliche Behauptung, sondern für mich selbst eine erlebte Gewißheit. Es ist am Platze, pro domo zu sprechen. Diesem Manne verdanke ich viel. Nicht der Mitarbeiter der „Zukunft" sagt das, und natürlich auch nicht der Harden persönlich Bekannte, sondern der sich lange vorher seiner einsamen, von allen Bildungsmitteln fast abgeschnittenen Entwickelung Erinnernde. Dem Autodidakten hat dieser Publizist in Jahren großer innerer Ungewißheit und Wirrnis Klarheit über viele Dinge gebracht. Und damit Selbständigkeit. Er hat den von allem Parteileben bitter Enttäuschten zum Staatsbürger erziehen und aus dem nach physischer Freiheit verlangenden Demokraten einen an der inneren Freiheit sein Genügen Findenden, einen Konservativen machen helfen. Einen lebendig Konservativen, hoffe ich, von jener Art, die Paul de Lagarde meinte, und die jederzeit zu nützlicher Arbeit wie zur Fronde gleich bereit sein müssen. Was Harden aber meinem Individuum gewesen ist, das muß er notwendig auch großen Teilen der Allgemeinheit gewesen sein. Denn Erfahrung hat mich gelehrt, daß ich von einem tiefgehenden persönlichen Erlebnis allemal aufs Ganze schließen darf. Es ist auch nur nötig, sich umzusehen, um objektive Bestätigungen zu finden. Ueberall fällt der Blick auf Wirkungen, die ohne Hardens Tätigkeit nicht möglich gewesen wären. In fünfzehn schweren Arbeitsjahren hat er unser öffentliches Leben von einem Wust schädlicher Phrasen gereinigt, ist in aller Stille

der Führer einer namenlosen Partei geworden, der die Besten aller Stände und Berufe angehören, und hat, fanatisch sich anstrengend, die notwendigen nationalen Aufgaben in Angriff genommen, die die im Besitz aller staatlichen Machtmittel Wohnenden nicht einmal zu erkennen vermochten. Die Deutschen verdanken diesem politischen Moralisten, diesem vor innerer Leidenschaft bebenden Pathetiker, der, als ein Skeptiker im einzelnen, das Unmögliche will, und von dessen Stirn Einem große menschliche Gedanken entgegenleuchten, ein besseres Nationalgefühl und ein in der Selbstkritik gewonnenes Selbstbewußtsein, nüchterneres Denken, kühneres Wollen und erhöhte Arbeitslust.

Und eine Energie, die solches ganz aus sich selbst, gegen eine Welt von Feinden stehend, vollbracht hat, will man nun mit dem Schein weiser Gerechtigkeit zerbrechen! Einen Politiker solchen Stils, dessen Gegenwart dem Volke so nötig ist, läßt die Nation indifferent sich rauben! Diese Nation, die so gut, arbeitsfroh, stark und brav ist, aber leider so ganz und gar unpolitisch, daß sie eines Fritzen bedarf, um zu einer gesunden Opposition sogar zu kommen.

Harden ist hinlänglich dadurch „bestraft", daß sich ihm manches als Irrtum oder als unbeweisbar herausgestellt hat. Das Bewußtsein dieser Niederlage nach zwei Siegen trifft ihn mehr als das Gesetz es kann. Das Zugeständnis, das er machen muß, ohne in dem, worauf es ihm allein ankommt, überzeugt worden zu sein, ist seinem empfindlichen Selbstgefühl schrecklicher als das Gefängnis. Der Schaden, der seiner Lebensschöpfung droht, nagt mehr an seiner stolzen Seele, als jede Schmähung von außen. Ein solcher Geist „straft" sich selbst, weil er sich selbst Richter zu sein vermag. Und der eigentlich nicht so sehr von Harden, sondern vielmehr von der geistlosen öffentlichen Meinung und von seinen Vorgesetzten gekränkte Kläger war ebenso vollständig zu rehabilitieren durch ein Urteil, das im vernünftigen Verhältnis zum Anlaß stand.

Man schickt einen Mann wie Harden nicht ins Gefängnis, läßt einen solchen Geist nicht niedere Strafarbeit verrichten und vor uniformierten Aufsehern stramm stehen. Tut es nicht schon aus Gefühlen moralischer Aesthetik. Lebenslängliches Zuchthaus macht zum Märtyrer; vier Monate Gefängnis sind eine lächerliche Entwürdigung. Im vielgescholtenen Mittelalter strafte man adlige Herren mit Ritterhaft. Einem Harden tut man nicht Schimpf an. Den Schimpflichen gebührt der Schimpf, nicht Männern, die Glück und Leben einer Idee des Ganzen zum Opfer bringen. Der formale Fehl fordert formale Sühne. Eine Zeit, die anders empfindet und handelt, ist barbarisch, ist würdelos. Unnatürlich und schmachvoll ist es, mit so unstandesgemäßer Strafe den zu treffen, der im Innersten voller Ehre ist, der größere Ansprüche an sich selbst stellt, als einer seiner Richter zu ahnen scheint. Was man diesem gewiß oft harten, mißtrauischen und zuweilen eitlen aber über alledem großen, edlen und feurigen Herzen antun will, das beschimpft uns allen das Gefühl. Es ist ein Schlag ins Gesicht allen Streitern des Geistes; es erniedert den Beruf, den gerade dieser Mann aus den Niederungen des Professionsmäßigen erhoben hat, und lästert das Talent, das an sich schon, von Gottes wegen, eine ethische Kraft ist.

Die Zeit wird Harden sicher einst ja die Genugtuung bringen, die sie Warren Hastings brachte, dem in den Abgrund Verdammten, als er im Parlament, an derselben Stelle, wo er fünfundzwanzig Jahren früher angeklagt worden war, mit begeistertem Zuruf empfangen wurde, als sich alle Häupter vor seiner Lebensleistung entblößten. Nur wird es bei Harden

nicht solange dauern. Hält er aus, verzehrt er sich nicht am eigenen Gram, so sind die Ereignisse dieser Wochen, die nun beendigt scheinen, der Anfang erst gewesen eines ernsteren Kampfes. Denn es handelte sich für Harden nie darum, das Privatleben Dieses oder Jenes zu ruinieren, sondern darum, die Wahrheit einer politischen Ueberzeugung zu erweisen, die er seit fünfzehn Jahren unermüdlich verkündet. Es ist eine Wahrheit! Wer lebt, wird es sehen.

Es dreht sich Einem etwas um, wenn man nun sieht, mit welcher schamlosen Empfindungslosigkeit die Presse diese gerade auch ihr angetane Gewalt hinnimmt und sklavisch noch darüber frohlockt. Dieselben Journalisten, die ihre Feder in Gift und Galle tauchen, wenn hinten in Rußland ein Jude vergewaltigt, wenn ein liberaler Volksschullehrer gemaßregelt wird, die mit staunenswerter Einmütigkeit gegen die Verhaftung Gorkis protestiert und einen Veitstanz der Leidenschaft zugunsten von Dreyfus aufgeführt haben, freuen sich der über ihren vornehmsten Kollegen verhängten Schmach, weil sie, dem „Apostaten" gegenüber, den Gefühlen persönlicher Vergeltungslust mehr folgen als der menschlichen und politischen Vernunft.

Entsetzlich ist dieses Urteil! Mag es sich durch das Gesetzbuch immer rechtfertigen lassen. Mögen die Richter so überzeugt und korrekt gewesen sein wie möglich. Denn diese Art „Gleichheit vor dem Gesetz" ist die schreiendste Ungleichheit, die es gibt; diese schematische Gerechtigkeit ist ungerecht und stellt unsere Kultur hinter die der Chinesen. Leben wir im zwanzigsten Jahrhundert, als Kämpfer um alle möglichen Kulturgüter, um ruhig die Folterung eines Mannes mit anzusehen, der erfüllt ist von Leidenschaft für das Wohlergehen seiner Nation? Jetzt wäre es an der Zeit für jene anonyme Partei; jetzt müßte diese unfähige Regierung den nachdrücklichsten Widerspruch hören. Mit nicht zu überhörender Entrüstung müßte ihr zugeschrien werden, daß wir nicht willens sind, diese unerhörte Tat zu dulden.

Der letzte Rest von Vertrauen verschwindet. Man kommt sich dieser gesetzlichen Rechtsunsicherheit gegenüber vor wie ein vom Staat Ausgestoßener. Nichts auch kann dieses unglückselige Urteil ganz wieder gutmachen. Wird die allzu geschickt gemachte Operation geschickt zu Ende geführt, dergestalt, daß am Ende eine Begnadigung vorgesehen ist, um der „Strenge" dramatisch die „Milde" folgen zu lassen, so ist der Eindruck dieser Strafverhängung — nach einem Freispruch! — doch nicht mehr auszulöschen.

Vieles noch müßte gesagt werden. Es wäre die Pflicht unserer durch Immunität geschützten Abgeordneten, es zu sagen. Wozu sitzen sie sonst auf ihren Stühlen! Mögen sie sich dieser Verpflichtung zur rechten Zeit noch erinnern. Auch dann, wenn der Reichskanzler wieder mit seiner Demission droht. Mag er doch gehen! Denn soll die Frage persönlich zugespitzt werden und lauten: Bülow oder Harden? so sage ich für mein Teil mit allem möglichen Nachdruck: Harden! Denn er ist ein Wille; und Bülow ist nur ein intelligenter Gehorsam.

Friedenau. Karl Scheffler.

Ein neues Wahlverfahren.

Von Camille Pelletan.

I.

Seit einigen Jahren beschäftigt man sich in Frankreich und anderen parlamentarisch regierten Ländern aufs eifrigste mit der Frage, wie die Vertretung der Minoritäten ermöglicht werden solle.

Zur Diskussion gestellt ist das Problem eigentlich schon längst, aber mit der praktischen Anwendung des Prinzips sah es bis vor kurzem recht mißlich aus. Man hatte — besonders in England, Spanien, den Vereinigten Staaten von Nordamerika, Italien, Brasilien usw. — verschiedene Wahlverfahren erdacht, die sich aber bei der Probe als sehr unvollkommen erwiesen, und die man bald fallen lassen mußte. Ein solches Verfahren, das man uns jetzt dringend empfiehlt, funktioniert — mit geringen Abweichungen — in einigen wenigen Schweizer Kantonen, aber es hat wohl keine verlockenden Resultate gezeitigt, denn die sehr starke Majorität der anderen Kantone, die doch ein halbes Jahrhundert hindurch die Ausübung des neuen Wahlmodus bei ihren Nachbaren verfolgen konnten, hat ihn nicht bei sich eingeführt. Es hatte also den Anschein, als würde das Problem vielleicht noch auf lange Zeit ein Gegenstand rein theoretischer Betrachtungen bleiben, aber seitdem das sogenannte „Proportionalwahlsystem" in Belgien eingeführt und acht Jahre lang erprobt worden ist, hat die Frage eine andere Gestalt angenommen: Viele Politiker empfehlen diesen Wahlmodus jetzt auch für Frankreich.

Es muß hier gesagt werden, daß die Anregung von den Klerikalen ausgegangen ist. Eine katholische Regierung war es ja, die Belgien mit dem Proportionalwahlsystem beschenkte, und da es sich bewährte, mußten wohl auch unsere Katholiken auf den Gedanken kommen, daß sie sich auf diese Weise zu ihrem Recht verhelfen könnten, denn die konservative Opposition ist in unserer Deputiertenkammer nicht nach dem Verhältnis der Stimmenzahl, die sie bei den Wahlen erhält, vertreten. Aber auch einige sehr einflußreiche Politiker der anderen Parteien hat ein rein theoretisches Gerechtigkeitsgefühl getrieben, der Frage näher zu treten. So ist z. B. unser Freund Buisson, Jules Ferrys Mitarbeiter bei der Einrichtung des Laienunterrichts und eins der angesehensten Mitglieder der sozialistisch-radikalen Partei, ein begeisterter Fürsprecher des neuen Systems geworden. Desgleichen Jaurès, der eine große Anzahl unifizierter Sozialisten für die Idee gewonnen hat.

Was mich betrifft, so erkenne ich gern an, daß die Theorie, die an die Stelle unserer gegenwärtigen Wahlarten das Proportionalwahlsystem setzen will, ihre Berechtigung hat und Beachtung verdient, finde aber, daß sie durch die bisher vorgeschlagenen Reformen nicht verwirklicht werden kann, und daß die Uebelstände die Vorteile bei weitem überwiegen.

Der Wahlmodus, den die meisten Anhänger des Proportionalwahlsystems als den vollkommensten empfehlen, der in Belgien probiert worden ist, und den in Frankreich die Kommission der Wahlreform befürwortet, ist das Houdtsche System, das man kurz erklären muß, bevor es zur Diskussion gestellt werden kann.

Dieses Verfahren ist nämlich nur in Bezirken, wo mehrere Abgeordnete zu wählen sind, anwendbar. Jede Partei stellt ihre Kandidatenliste auf. Nachdem man

die Wahlzettel den Urnen entnommen hat, addiert man die Stimmen, die den Kandidaten jeder der rivalisierenden Listen zugefallen sind. Nehmen wir an, es wären deren vier, eine republikanische, eine klerikale, eine unifiziert-sozialistische und eine unabhängige sozialistische, die auf die Namen ihrer Kandidaten im Durchschnitt, die erste 50 000, die zweite 26 000, die dritte 20 000, die vierte 12 000 Stimmen vereinigt haben. Da auf jeder Liste je sechs Kandidaten stehen, so ergibt die Addition ihrer Stimmen für die Republikaner 300 000, für die Klerikalen 156 000, für die unifizierten Sozialisten 120 000, für die unabhängigen Sozialisten 72 000. Nun dividiert man jede dieser Zahlen durch 1, dann durch 2, dann durch 3 usw., bis man zu der Kandidatenzahl gelangt.

Danach gestaltet sich die Rechnung folgendermaßen:

A	B	C	D
300 000	156 000	120 000	72 000
150 000	78 000	60 000	36 000
100 000	52 000	40 000	24 000
75 000	39 000	30 000	18 000
60 000	31 200	24 000	14 400
50 000	26 000	20 000	12 000

Die sechs größten Zahlen, die sich aus dieser Rechenoperation ergeben, sind also die drei ersten der Liste A, die zwei ersten der Liste B und die erste der Liste C. Die zweite Zahl von B, 78 000, ist die kleinste unter den sechs höchsten. Diese liefert den Wahlquotienten, indem jede Liste so viel Sitze in der Kammer gewinnt, als die Summe der auf sie gefallenen Stimmen, durch 78 000 dividiert, ganze Zahlen ergibt. Beiläufig bemerkt, ist diese Division überflüssig: Man würde zu demselben Resultat gelangen, wenn man ganz einfach nur die sechs höchsten Zahlen zum Maßstab nähme.

Bei den gewöhnlichen Wahlsystemen würden die 300 000 republikanischen Wähler alle ihre sechs Kandidaten durchsetzen, bei dieser Berechnung aber nur drei. Dagegen verschafft der neue Wahlmodus auch noch zweien von den drei Minoritäten eine Vertretung, die eine durch zwei, die andere durch einen Deputierten. Die dritte Minorität allein bekommt nichts, weil die Gesamtsumme ihrer Stimmenzahl geringer ist als der Wahlquotient.

So ist der Wahlmodus beschaffen, dem man den Vorzug zuschreibt, daß er den Minoritäten eine gerechte Vertretung zukommen läßt, während die jetzigen Wahlsysteme sie beiseite schieben, um der Majorität alles zu gewähren.

Diese Behauptung geht aber zu weit. In den gegenwärtigen Parlamenten sind alle Minoritäten vertreten, die eine gewisse numerische Stärke haben, obgleich keins, das belgische ausgenommen, aus dem sogenannten Proportionalwahlsystem hervorgeht. Allerdings erobert die Partei A da, wo sie am zahlreichsten ist, alle Sitze. Dafür wird aber in anderen Wahlbezirken derselbe Vorteil einer von den anderen Parteien zuteil, so daß schließlich alle eine Vertretung in der Kammer haben. Mit Unrecht rühmen folglich die Anhänger des neuen Wahlsystems, es sei das einzige, das den Minoritäten den ihnen zukommenden Anteil sichere.

Entspricht nun aber dieser Anteil wenigstens den Forderungen der Gerechtigkeit? Keineswegs. Wenn die von jeder Partei in jedem Wahlkreis erzielten Stimmenzahlen mathematisch genau einen, zwei oder mehr der Anzahl der zu vergebenden Mandate entsprechende Bruchteile der Gesamtheit der abgegebenen Stimmen darstellen könnten, z. B. also da, wo sechs Abgeordnete gewählt werden sollen, genau ein, zwei, drei, vier Sechstel für je eine Partei, dann könnte wirklich von einer verhältnismäßigen Vertretung die Rede sein. Aber solch ein Zufall kommt ja in der Wirklichkeit nie vor. So erhalten in dem Falle, den ich eben besprach, die unifizierten Sozialisten einen Sitz auf 20 000 Wähler, die Republikaner je einen auf je 16 000—17 000, die Konservativen je einen auf je 13 000, während die 12 000 Stimmen der unabhängigen Sozialisten verloren gehen. Solche Launen erlaubt sich die Wahlenarithmetik überall. Wenn sie abwechselnd alle Parteien begünstigen, werden solche Ungleichmäßigkeiten sich ausgleichen und gerechte Wahlen bewirken. Ereignen sie sich aber recht oft zum Vorteil derselben Partei, so wird die Vertretung der verschiedenen Parteien ebensowenig eine proportionale sein wie bei den gegenwärtig geübten Wahlarten.

Uebrigens brauchen wir uns hier nicht mit Vermutungen zu begnügen. Wir können uns auf Erfahrungen berufen. In Belgien erhielten bei den Wahlen des Jahres 1900 die Katholiken 994 000 Stimmen, die Liberalen 499 000 und die Sozialisten 461 000, also die beiden Oppositionsparteien zusammen 960 000 Stimmen. Aber die Katholiken eroberten 86 Mandate, also je ein Mandat auf 11 500 Stimmen, und die Opposition 65 Mandate, also je ein Mandat auf 14 700. Wäre die Proportion eine gleichmäßige gewesen, so würden die Katholiken 78 und die Opposition 70 Mandate erhalten haben. Der Abstand wird durch die Zufälligkeiten des Proportionalwahlsystems verdoppelt.

Dieser Mangel an verhältnismäßiger Uebereinstimmung würde schon genügen die Majorität zu fälschen. In Belgien erzielt sie bekanntlich die katholische Partei nur mit künstlichen Mitteln. Als sie sich nämlich genötigt sah, das allgemeine Stimmrecht wenigstens dem Namen nach zu gewähren, schwächte sie es ab, indem sie den Wählern derjenigen Bevölkerungsklassen, in denen sie die meisten Anhänger zählt, das Recht erteilte, zwei, ja drei Stimmen abzugeben. So daß die Zahl der abgegebenen Stimmen die der Wähler um 35 % überbietet! Würde dieser Mißbrauch beseitigt, so könnten zweifelsohne die beiden Oppositionsparteien zusammen eine mindestens ebenso große Majorität erzielen wie diejenige, über die jetzt die katholische Partei verfügt. Aber eine recht einfache Berechnung genügt, um deutlich darzutun, daß die Opposition trotzdem, dank den Unvollkommenheiten des Proportionalwahlsystems, eine Majorität von 80 Stimmen in der Kammer erreichen würde, da sie weit weniger Stimmen braucht, um ein Mandat*) zu erobern.

*) Diese Berechnung lautet folgendermaßen: Eigentlich verhält sich die Zahl der Wähler zu der Zahl der abgegebenen Stimmen wie 65 zu 100. Dieses Verhältnis ergibt sich, wenn ich von der Voraussetzung ausgehe, daß die 800 000 doppelten und dreifachen Wahlzettel der katholischen Partei 68 000 Stimmen mehr geben würden, als den beiden Gegenparteien, eine Zahl, die hinter der Wirklichkeit offenbar weit zurückbleibt. Ich ziehe also 68 000 Stimmen den Katholiken ab, dann bleiben ihnen 926 000 gegen die 960 000 ihrer Gegner. Aber diese Zahlen würden nicht mehr stimmen, wenn jeder Wähler nur einen einfachen Wahlzettel in die Urne fallen ließe. Jede dieser Zahlen muß um 35 % vermindert werden, wenn man die Wirkung, die eine Abschaffung der zwei- und dreifachen Wahlzettel haben würde, richtig ab-

Aehnliche und noch ärgere Mißverhältnisse können nun allerdings auch bei den gegenwärtigen Wahlsystemen vorkommen, aber aus den obigen Betrachtungen erhellt doch immer, daß der belgische Wahlmodus keineswegs den verschiedenen Parteien eine richtige Vertretung sichert. Hierin bestände aber doch seine einzige Berechtigung, denn unter allen andern Gesichtspunkten bietet er ungeheuerliche Uebelstände.

II.

Zunächst verändert das Proportionalwahlsystem vollständig den Charakter des Wahlkampfes.

Es genügt nicht, wenn man sagt: Auf diese Liste sollen drei, auf jene zwei, auf eine dritte ein Mandat kommen. Es muß außerdem noch vorher entschieden werden, welche von den Kandidaten jeder Liste eventuell gewählt werden sollen. Auf diese Frage hat die belgische Gesetzgebung mit einer Bestimmung geantwortet, die wir als unannehmbar bezeichnen müssen. Sie hat nämlich die Reihenfolge der auf jeder Liste aufgestellten Kandidaten zur Richtschnur erhoben: Der erste bekommt das Mandat, auch wenn anderen Kandidaten derselben Liste mehr Stimmen zugefallen sind. — Ferner verbietet sie dem Wähler, auf seinen Wahlzettel statt eines von seinem Komitee aufgestellten Kandidaten den Kandidaten einer anderen Partei aufzuschreiben. Auf diese Weise setzt man die Komitees an die Stelle der Wählerschaft und stellt das allgemeine Stimmrecht, angeblich um seinen Beschlüssen die gebührende Achtung zu verschaffen, unter Vormundschaft. Diese Klausel, die bei uns einen allgemeinen Unwillen erregen würde, haben die Befürworter der französischen Wahlreform fallen lassen: Sie sind damit einverstanden, daß diejenigen Kandidaten einer Liste, denen die meisten Stimmen zufallen, die Mandate bekommen.

Aber wie wird sich dann der Wahlkampf gestalten? Unter der Herrschaft der gegenwärtigen Wahlsysteme richtet man seine Angriffe ausschließlich gegen die feindlichen Parteien, sucht man *ihnen* möglichst viel Stimmen wegzukapern. Bei dem Proportionalwahlsystem dagegen sind die Kräfte der Parteien von vornherein bekannt, denn die wenigen hundert oder tausend Stimmen, die sich von der einen zu der andern Partei vielleicht verschieben, können an dem Resultat nichts ändern. Aber man weiß, daß von den vier, fünf oder sechs Kandidaten der Liste nur der oder die ersten gewählt werden. Der Sieg hängt nicht etwa davon ab, ob man mehr Stimmen erhält als die Parteigegner, sondern mehr als die Freunde, die Kampfesgenossen, mit denen man auf derselben Liste figuriert. Der Wettbewerb spielt sich *innerhalb* jeder Partei ab, und zu was für Verrätereien gegen die gemeinsame Fahne müssen sich nicht unter so gestalteten Umständen die Kandidaten hingedrängt fühlen!

schätzen will. Ich nehme also 624 000 liberale oder sozialistische und 600 000 katholische Wähler an. Nach derselben Berechnung werden die 11 500 Stimmen, die für letztere zur Eroberung eines Mandats ausreichen, von 7475 Wählern abgegeben. Demnach würden 600 000 katholische Wähler 80 Kandidaten durchbringen und die 624 000 der Opposition nur 70. Diese Ungleichheit rührt wahrscheinlich davon her, daß eine in zwei Fraktionen gespaltene Opposition immer Stimmen verliert, die sich bei einer Stichwahl nicht verbünden können, denn das Proportionalwahlsystem kennt keine Stichwahlen. Jede dieser beiden Fraktionen hat ja in manchen Wahlkreisen Minoritäten, die zu schwach sind, als daß sie in Betracht kommen könnten (wie z. B. bei der oben erwähnten Partei D.).

Und wenn es sich wenigstens nur um die Kandidaten handelte! Aber jedes noch so winzige Städtchen, jedes Teilchen des Wahlgebiets wird denjenigen Kandidaten durchsetzen wollen, den sie sich speziell auserkoren haben, sei es, weil er bei ihnen seinen Wohnsitz hat, sei es, daß er sie schon früher vertreten hat. Das entscheidende Wort wird dabei das persönliche Wohlwollen und die Eigenliebe der Kirchturmpolitiker sprechen, noch mehr aber die lokalen Interessen, für die sie, den gemeinsamen Interessen des Departements gegenüber, einen besonders eifrigen Verteidiger brauchen. Ganze Bevölkerungen also werden, weil sie sich für eine bestimmte Kandidatur begeistert haben, der Propaganda, die für das Gemeinwohl arbeitet, entgegenwirken. Gibt es etwas, das verderblicher wäre für die Moral der Wähler?

Das Proportionalwahlsystem ist noch mit einer anderen Gefahr verbunden, indem es die Häupter und die tüchtigsten Männer aller Parteien aus dem Parlamente ausmerzt. Es kam bei dem politischen Listenskrutinium, wenn wir diesen Wahlmodus in der Kammer der Deputierten zur Anwendung brachten, und es kommt heutzutage beim munizipalen Listenskrutinium sehr oft vor, daß der ausscheidende oder der nächstkünftige Maire weniger Stimmen bekommt als mancher andere seiner Mitbewerber. Man begreift leicht, weswegen: Er hat viel Feinde, ist den meisten Anklagen und Verleumdungen ausgesetzt, und so bekommen Nullitäten die Stimmen der Schwankenden und Unentschiedenen. Ferner wird die Gefahr, daß die Tüchtigen vor den Unbedeutenden zurückweichen müssen, noch gesteigert durch eine Intrige, die ich bei Gemeindewahlen, sogar wo das alte Listenskrutinium zur Anwendung kam, beobachtet habe. Wenn die beiden entgegengesetzten Listen ungefähr dieselbe Stimmenanzahl erzielten, so machten sich manche Wähler, die keine von beiden genehmigen mochten und die nicht zahlreich genug waren *ihre* Kandidaten durchzusetzen, den Spaß, für die Mittelmäßigkeiten der beiden Listen zu stimmen, verschafften ihnen so die Majorität und brachten einen Gemeinderat zusammen, der zu jeder ersprießlichen Arbeit unfähig war. Dies ist nun freilich bei den gegenwärtigen Wahlsystemen ein Ausnahmefall, ein fauler Witz, kann aber bei dem Proportionalwahlsystem sehr leicht und recht oft vorkommen. Immer wird es schon einer recht unbedeutenden Minorität möglich sein, den Redner, den die Gegner am meisten fürchten, den Politiker, der die stärkste Stütze seiner Partei ist, aus dem Parlamente zu verdrängen.

Diese Gefahr ist den Urhebern des belgischen Wahlgesetzes allerdings nicht entgangen, denn offenbar aus diesem Grunde haben sie bestimmt, erstens daß die Mandate jeder Liste nicht nach der Stimmenzahl, sondern nach der von dem Komitee festgesetzten Rangordnung vergeben werden sollen; zweitens, daß der Wähler keine Namen von *verschiedenen* Listen entlehnen dürfe. Dies ist freilich eine genügende und wirksame Abhilfe, aber sie hebt das allgemeine Stimmrecht zugunsten der Komitees auf. Eine solche Abänderung würde verderbliche Folgen nach sich ziehen. Denn der Berechtigungsgrund der echten Volkssouveränität besteht ja darin, daß die Ideen, die den Machthabern zur Richtschnur dienen sollen, von den tiefsten Schichten der Nation ausgehen, die allerdings irren und bösen Suggestionen Folge leisten können, die aber wegen ihrer großen Menge der Intrige und der Bestechung unzugänglich sind. Wollten wir also einen großen Teil der politischen Macht oligarchischen Körperschaften über-

***

tragen, die allerlei persönlichen, oft unbekannten, fast anonymen Einwirkungen ausgesetzt, ohne gesetzliche Bürgschaften konstituiert und durchaus unverantwortlich sind wie die Wahlkomitees, so hieße dies die demokratische Regierungsform in gefährlicher Weise fälschen. So lobenswerte Arbeit die Komitees aller Parteien leisten, wenn sie nur so viel Macht und Ansehen besitzen, als die öffentliche Meinung ihnen zugesteht, und wenn sie nur uneigennützige, opferwillige Männer in ihren Schoß aufnehmen, so gefährlich würden sie wirken, wenn sie mit dem furchtbaren Vorrecht ausgerüstet würden, tatsächlich die Vertreter des Volkes zu erwählen, denn es würden sich dann eine Menge Ränkeschmiede und Streber in sie hineindrängen. Ginge es einmal ohne eine Oligarchie nicht ab, so würde man vielleicht eher die der Rückschrittler über sich ergehen lassen; da hätte man es wenigstens mit Leuten zu tun, die man kennt. Die Komitees sollen die Berater, nicht die Herrscher der Wählerschaft sein.

Nun heißt es zwar, das allgemeine Stimmrecht bezwecke, daß Ideen, nicht Menschen zur Herrschaft gelangen sollen, und wieder schreckt man uns mit Anacharsis Klotz' berühmtem Warnungsruf: Frankreich, du krankst am Personenkultus! Der Mann hatte recht, ein Land, das freibleiben will, muß sich an Prinzipien, nicht an Personen halten. Aber unter dem Regiment des Parlamentarismus drückt der Wähler die Ideen mittels Personennamen aus, und diese Namen haben einen genau bestimmten Sinn. Zwischen den Ideen der Politiker ein und derselben Partei bestehen oft wichtige Unterschiede, und will der Wähler diejenige, die er vorzieht, kundgeben, so kann er dies nur tun, indem er den Namen nennt, der sie repräsentiert. Politische Parteien sind keine der Autorität eines Papstes unterworfene, an das Kredo eines Konzils gebundene religiöse Genossenschaften. Das allgemeine Stimmrecht hat keinen Sinn mehr, wenn der Wähler nicht der Herr ist und nicht selber diejenigen angeben kann, die er gewählt sehen will, und noch weniger Herr ist er, wenn er diejenigen, die nicht gewählt werden sollen, nicht ausschließen darf. Ihm müssen die von ihm Erwählten Rechenschaft ablegen. Ist er der Ansicht, daß sie ihr Mandat schlecht erfüllt haben, so muß ihm ein Mittel zur Verfügung stehen, sie durch andere zu ersetzen. Bei uns zu Lande erlebt man es nur zu oft, daß Mitglieder der extremen Parteien, Radikale oder Sozialisten, aus Ehrgeiz oder gewonnen durch die Verführungskünste der höheren Gesellschaft, in ihrer Prinzipienstrenge nachlassen: Wer soll in einem solchen Falle entscheiden, ob eine Pflichtverletzung vorliegt oder nicht? Doch offenbar die Wähler. Wie oft haben nicht die Komitees, sei es aus Korpsgeist oder aus Erkenntlichkeit für Gefälligkeiten, oder weil der Schuldige Leute seines Schlages in das Komitee hineinzupraktizieren verstanden hatte, sich nachsichtig gezeigt, wo der Wähler in seiner rechtschaffenen Gesinnung strenge aufgetreten wäre!

Hat man nun aber das Proportionalwahlsystem, so muß der Wähler sich den Anordnungen seines Komitees unterwerfen oder seinem Recht zugunsten feindlicher Parteien entsagen. Nur die einem Kandidaten der offiziellen Liste gegebenen Stimmen können ein Resultat erzielen, denn sie allein werden mit den Stimmen der anderen Kandidaten derselben Liste zusammenaddiert, damit die Summe herauskomme, die ein Anrecht auf ein oder mehrere Mandate gibt. Ob das Komitee aus Mißgunst und Neid einen Mann, zu dem die Masse der Wähler Vertrauen hat, ausschließt, oder

einen, dem sie abhold ist, auf den Schild erhebt, ist Nebensache. Die offizielle Liste ist ein unantastbares Ganzes, der Wähler muß sie sich gefallen lassen oder auf das Recht, seiner Partei zu dienen, verzichten.

Zu diesen Uebelständen kommt endlich noch einer hinzu, der mir bedenklicher als alle andern erscheint. Das Proportionalsystem läßt keine Stichwahlen zu. Folglich keine Möglichkeit, Bündnisse vor der Wählerschaft einzugehen: Die Parteien bleiben vereinzelt. Man nennt das ihre „Unabhängigkeit". In Wirklichkeit ist es ein Krieg aller gegen alle, der niemanden zur Besinnung kommen läßt. Man vergißt da sich zu fragen, ob nicht zwischen der eigenen und einer anderen Partei irgendeine Ideen- oder Interessenverwandtschaft bestehe, und in der Kammer ist dann jede Partei von jeder andern gleichsam durch einen tiefen Graben getrennt.

Dies ist der Hauptgrund, weswegen die katholische Partei in Belgien trotz ursprünglichen Widerstrebens das Proportionalwahlsystem eingeführt hat. Wollte sie am Ruder bleiben, so mußte sie vor allen Dingen darauf bedacht sein, ihre Gegner voneinander getrennt zu halten. Die alte liberale Partei in Belgien ist in volkswirtschaftlicher Beziehung nicht weniger konservativ als die Klerikalen; sie hat immer die Sozialisten verabscheut und denkt beinah so beschränkt egoistisch wie unsere Bourgeois zur Zeit der Julimonarchie von 1830. Die katholische Partei behauptet sich daher großenteils nur deshalb, weil die Liberalen oftmals sich mit den vorgeschrittenen Parteien nicht verbünden mochten, ja bisweilen katholische Kandidaten unterstützte, damit die Sozialisten nicht siegen sollten.

Aber seit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts hat sich in Belgien die Lage etwas verändert. Gleich bei den ersten Wahlen -- und zwar noch ehe das Proportionalwahlsystem hinzukam — verschwand die große liberale Partei, die so lange in Brüssel geherrscht hatte, aus der Kammer. Es wurde also nun eine Lebensfrage für sie, daß sie ihre Isolierung aufgeben mußte, und es war vorauszusehen, daß die ehemalige Abneigung der liberalen Bourgeois gegen die Arbeitermassen bald schwinden würde.

Dieser Gefahr nun wollte die katholische Regierung entgehen, und deshalb beschloß sie die Einführung des Proportionalwahlsystems. Sie erzielte damit zwei Resultate: Erstens sicherte sie durch die Vertretung der Minoritäten ihren liberalen Gegnern eine anständige Anzahl Mandate, die den Bestand der katholischen Majorität nicht bedroht, aber die Eigenliebe der feindlichen Partei beruhigt, sie von verzweifelten Schritten zurückhält und die alte Abneigung der Bourgeois gegen die Sozialisten wieder anfacht. — Zweitens und hauptsächlich, da bei diesem System nur *ein* Wahlgang stattfindet, so können die Stimmen der beiden Oppositionsparteien sich nicht mehr vereinigen, um den Sturz des gemeinsamen Feindes herbeizuführen. Da wo eine von ihnen nur über eine sehr schwache Minorität verfügte und sich kein Mandat erobern konnte, gingen Stimmen verloren, und die katholische Majorität hatte den Vorteil davon.

Dies ist der wahre Grund gewesen, weshalb in Belgien das Proportionalwahlsystem eingeführt wurde. Der einfachste Beweis hierfür ist die Rede, mit der der belgische Justizminister das Gesetz vor dem Senat befürwortete. Im übrigen ist es nicht schwer zu begreifen, daß der Gedanke, die Minoritäten hätten ein Recht auf Vertretung, nicht die Hauptsorge einer Regierung gewesen sein kann, die soeben gewisse Kategorien von

Bürgern mit einem doppelten und dreifachen Wahlrecht ausgerüstet und so den Ausdruck des Nationalwillens gefälscht hatte.

Meines Erachtens müssen wir nun bei uns in Frankreich aus demselben Grunde, der es der belgischen Regierung empfahl, das Proportionalwahlsystem verwerfen.

In den Ländern, wo das Volk herrscht, hat jede Befragung der Wähler den wesentlichen Zweck, eine Majorität auszusondern, die in Uebereinstimmung mit dem Willen der Mehrheit regieren könne. Dazu ist es vor allen Dingen notwendig, daß die Parteien und Fraktionen, statt sich zu isolieren, sich kraft eines gemeinsamen Gedankens zu großen Einheiten zusammenschließen. Nun hat zwar jede Partei ihre besonderen Theorien und Bestrebungen und tut sich etwas darauf zugute, — wie sich das ja gehört. Aber da, wo das Volk so weit reif ist, daß es sein Geschick selber lenken kann, kennt es in seinem gesunden, derben Verstande nur zwei Parteien: eine, die vorwärts, und eine, die auf derselben Stelle beharren oder gar rückwärts gehen will, die Partei des Fortschritts und die konservative Partei. So ist es immer in England zugegangen, wo beide Parteien abwechselnd ans Ruder kommen, die erstere, wenn die Nation eine gerechtere Ordnung der Dinge erstrebt, gemäß einem ewigen Sehnen der Menschheit; die zweite, wenn sie, ermüdet durch den zurückgelegten Weg, sich ausruhen will.

Die Zerstücklung und Vereinzelung der Parteien kann nur mit der Ohnmacht des Nationalwillens enden. Soll also Volksherrschaft möglich sein, so müssen sich die Parteien zu Majoritäten und Minoritäten zusammenschließen können. Geht dies wegen des Wahlmodus nicht an, so werden die Regierungsprogramme in den Wandelgängen der Deputiertenkammer vereinbart. Hat dagegen bei den Stichwahlen die Wählerschaft selber die Bündnisse, die ihr zweckmäßig scheinen, eingehen können, so schafft sie sich die Regierungsmajorität. Und dazu, will mich bedünken, ist sie berufen und berechtigt.

Vielleicht erscheinen diese Betrachtungen nicht so plausibel in Deutschland, wo der Parlamentarismus noch erheblichen Beschränkungen unterworfen ist und wo man Bündnisse geschlossen hat, die seitdem auseinandergegangen sind und für die uns jedwedes Verständnis fehlt. So viel kann ich versichern, bei uns betrachten die sozialistisch oder auch nur republikanisch gesinnten Wähler die Einigkeit unseres „Blocks“ der Linken als eine notwendige Bedingung der Reformen, auf die sie hofften. Nun aber wäre infolge der Angriffe derjenigen republikanischen Deputierten, die mit den Sozialisten gern brechen möchten, — vielleicht um ihre Reformverheißungen loszuwerden — und der Angriffe gewisser sozialistischen Gruppen, die das Bestreben haben, sich von den „Bourgeois“ zu trennen und eine eigene Gemeinde zu bilden, — infolge dieser entgegengesetzten Tendenzen wäre der Block, dem Willen des Landes zum Trotze, längst auseinandergefallen, wenn die meisten Republikaner der Deputiertenkammer nicht bedächten, daß sie ihre Wahl einem Zuschuß sozialistischer Stimmen verdanken, und daß sie diese noch brauchen, und wenn die meisten sozialistischen Volksvertreter nicht den Republikanern gegenüber in derselben Lage wären.

Somit gestattet wohl das Proportionalwahlsystem ein genaueres Rechnen als die andern Wahlsysteme, aber die Rechnung stimmt trotzdem noch lange nicht: Die Souveränität des Volkes kommt dabei recht schlecht weg. Hierauf hinzuweisen ist wohl nicht überflüssig zu einer Zeit, wo man für dieses Wahlsystem in mehreren Ländern — auch in Deutschland, glaube ich — lebhaft Propaganda macht.

Der Mensch als Feind. Zwei Fragmente aus einer Soziologie.

Von Georg Simmel.

Von einer natürlichen Feindseligkeit zwischen Mensch und Mensch reden die skeptischen Moralisten, für die homo homini lupus ist und „im Unglück unserer besten Freunde etwas ist, was uns nicht völlig mißfällt". Aber auch die völlig entgegengesetzte moralphilosophische Gesinnung, die die sittliche Selbstlosigkeit von den transzendenten Grundlagen unseres Wesens herleitet, entfernt sich damit gar nicht so sehr weit von jenem Pessimismus. Denn sie gesteht doch ein, daß sich in der Erfahrbarkeit und Berechenbarkeit unserer Wollungen die Hingabe an das Du nicht auffinden läßt. Empirisch, verstandesmäßig ist danach der Mensch schlechthin Egoist, und jede Umbiegung dieser natürlichen Tatsache kann nicht mehr durch die Natur selbst, sondern nur durch den deus ex machina eines metaphysischen Seins in uns geschehen. So scheint sich eine naturgegebene Gegnerschaft als eine Form oder Grundlage der menschlichen Beziehungen zum mindesten neben die andere, die Sympathie zwischen Menschen, zu stellen. Das merkwürdig starke Interesse z. B., das der Mensch gerade am Leiden anderer zu nehmen pflegt, ist nur aus einer Mischung beider Motivierungen zu erklären. Auf die mit unserem Wesen gegebene Antipathie weist auch die nicht seltene Erscheinung des „Widerspruchsgeistes" hin, die keineswegs nur in jenen prinzipiellen Nein-Sagern wohnt, wie sie in Freundes- wie in Familienkreisen, in Komitees wie unter dem Theaterpublikum die Verzweiflung ihrer Umgebung sind; er feiert auch keineswegs auf dem politischen Gebiet seine charakteristischsten Triumphe, in den Oppositionsmännern, deren klassischen Typus Macaulay in Robert Ferguson beschreibt: His hostility was not to Popery or to Protestantism, to monarchical government or to republican government, to the house of Stuarts or to the house of Nassau, but to whatever was at the time established. All solche Fälle, die man für Typen der „reinen Opposition" hält, brauchen dies wenigstens nicht zu sein; denn derartige Opponenten pflegen sich als Verteidiger bedrohter Rechte zu geben, als Verfechter des objektiv Richtigen, ritterliche Beschützer der Minorität als solcher. Viel weniger markante Vorkommnisse scheinen mir einen abstrakten Oppositionstrieb deutlicher zu verraten: der leise, oft kaum bewußte, oft sogleich verfliegende Anreiz, einer Behauptung oder Anforderung, namentlich wenn sie uns in kategorischer Form entgegentritt, die Verneinung entgegenzusetzen. Selbst in durchaus harmonischen Verhältnissen, bei manchen durchaus nachgiebigen Naturen tritt dieser Oppositionsinstinkt mit der Unvermeidlichkeit einer Reflexbewegung auf und mischt sich, wenn auch ohne bemerkbaren Erfolg, in das Gesamtverhalten ein. Und wenn man dies etwa wirklich als einen Schutzinstinkt bezeichnen wollte — wie manche Tiere auf bloße Berührung hin ihre Schutz- oder Angriffsvorrichtungen automatisch hervorstrecken —, so würde dies gerade den primären, fundamentalen Charakter der Opposition beweisen; denn es hieße, daß die Persönlichkeit, selbst wo sie gar nicht angegriffen wird, sondern rein objektiven Aeußerungen anderer gegenüber, sich nicht anders als durch Opposition behaupten kann, daß der erste Instinkt, mit dem sie sich bejaht, die Verneinung des anderen ist.

Vor allem scheint man auf einen aprioriſchen Kampfinſtinkt nicht verzichten zu können, wenn man auf die unglaublich kleinlichen, ja läppiſchen Veranlaſſungen der ernſthafteſten Kämpfe achtet. Ein engliſcher Hiſtoriker erzählt, daß vor nicht langer Zeit zwei iriſche Parteien durch das ganze Land hin ſich wütend gerauft hätten, deren Gegnerſchaft aus einem Streit über die Farbe einer Kuh entſtanden ſei. In Indien fanden vor einigen Jahrzehnten gefährliche Aufſtände ſtatt infolge der Fehde zweier Parteien, die nichts voneinander wußten, als daß ſie die Partei der rechten und der linken Hand waren. Und nur ſozuſagen am andern Ende tritt dieſe Nichtigkeit der Streitveranlaſſungen daran hervor, daß der Streit auch oft in gleich kindiſchen Erſcheinungen mündet. Mohammedaner und Hindus leben in Indien in ſteter, latenter Feindſchaft und markieren dieſe darin, daß die Mohammedaner ihr Obergewand nach rechts knöpfen, die Hindus nach links, daß bei gemeinſamen Mahlzeiten jene im Kreiſe, dieſe in Reihen ſitzen, daß die armen Mohammedaner eine Seite eines beſtimmten Blattes als Teller benutzen, die armen Hindus aber die andere. In den menſchlichen Gegnerſchaften ſtehen Urſache und Wirkung oft ſo außer Zuſammenhang und vernünftiger Proportion, daß man nicht recht unterſcheiden kann, ob der angebliche Gegenſtand des Streites wirklich deſſen Veranlaſſung oder nur ein Ausläufer ſchon beſtehender Gegnerſchaft iſt; mindeſtens gegenüber vielen Einzelvorgängen der Kämpfe zwiſchen den römiſchen und griechiſchen Zirkusparteien, der Parteiungen von ὁμοούσιος und ὁμοιούσιος, der Kriege der roten und der weißen Roſe ſetzt uns die Unauffindbarkeit eines irgend rationalen Kampfgrundes in dieſen Zweifel. Im ganzen hat man den Eindruck, daß die Menſchen ſich niemals um ſolcher Kleinigkeiten und Nichtigkeiten willen liebten, wie ſie ſich haſſen.

Endlich ſcheint mir auf ein ganz primäres Feindſeligkeitsbedürfnis die oft unheimlich leichte Suggerierbarkeit der feindſeligen Stimmung hinzuleiten. Es gelingt dem Durchſchnittsmenſchen im allgemeinen ſehr viel ſchwerer, einem anderen ebenſolchen Zutrauen und Neigung für einen dritten, bisher Gleichgültigen, einzuflößen, als Mißtrauen und Abneigung. Beſonders bezeichnend erſcheint hier, daß dieſer Unterſchied namentlich da relativ kraß iſt, wo es ſich um niedere Maße von beiden, um die erſten Anſätze der Stimmung und des Vorurteils für oder gegen jemanden handelt; über die höheren, zur Praxis führenden Grade entſcheidet dann nicht mehr dieſe flüchtige, aber den Grundinſtinkt verratende Geneigtheit, ſondern bewußtere Abwägungen. Es zeigt dieſelbe Grundtatſache, nur wie in einer anderen Wendung, daß uns jene leichten, unſer Bild eines anderen nur wie ein Schatten überfliegenden Präjudizierungen auch von ganz indifferenten Perſönlichkeiten ſuggeriert werden können, während ein *günſtiges* Vorurteil ſchon eines autoritativen oder uns gemütlich naheſtehenden Veranlaſſers bedarf. Vielleicht würde ohne dieſe Leichtigkeit oder Leichtſinn, mit dem der Durchſchnittsmenſch gerade auf Suggeſtionen *ungünſtiger* Art reagiert, das aliquid haeret ſeine tragiſche Wahrheit nicht gewinnen. Die Beobachtung mancher Antipathien und Parteiungen, Intrigen und offenen Kämpfe könnte allerdings die Feindſeligkeit unter jene primären menſchlichen Energien einreihen laſſen, die nicht durch die äußere Wirklichkeit ihrer Gegenſtände entfeſſelt werden, ſondern ſich von ſich aus ihre Gegenſtände ſchaffen. So hat man geſagt, der Menſch habe nicht Religion, weil er an Gott glaube, ſondern weil er Religion, als eine Stimmung der Seele, habe, ſo glaube

er an einen Gott. Für die Liebe ist dies wohl allgemein anerkannt, daß sie, insbesondere in jungen Jahren, nicht die bloße Reaktion unserer Seele ist, die durch ihren Gegenstand so hervorgerufen wird, wie es eine Farbenempfindung in unserem optischen Apparat wird; sondern die Seele hat das Bedürfnis, zu lieben und ergreift nun von sich aus irgendeinen Gegenstand, der diesem genugtue, indem sie ihn sogar unter Umständen erst von sich aus mit den Eigenschaften bekleidet, die scheinbar die Liebe hervorriefen. Es spricht nichts dagegen, daß dies — mit der gleich hervorzuhebenden Einschränkung — nicht auch die Entwicklung des entgegengesetzten Affekts sein könne, daß die Seele nicht auch ein in ihr autochthones Bedürfnis, zu hassen und zu kämpfen besäße, das oft erst seinerseits auf die Gegenstände, die es für sich designiert, deren haßerregende Eigenschaften projiziert. Daß dieser Fall nicht so flagrant hervortritt wie der entsprechende der Liebe, mag daran liegen, daß der Liebestrieb, durch seine ungeheure physiologische Zuspitzung in der Jugend, ganz unverkennlich seine Spontaneität, seine Bestimmtheit von dem terminus a quo her dokumentiert. Der Haßtrieb hat in sich wohl nur ausnahmsweise so akute Stadien, durch die sein subjektiv-spontaner Charakter in gleicher Weise bewußt würde.

Wenn nun wirklich ein formaler Feindseligkeitstrieb als Gegenstück des Sympathiebedürfnisses im Menschen besteht, so scheint er mir doch historisch einem jener seelischen Destillationsprozesse zu entstammen, in denen innere Bewegungen schließlich die ihnen gemeinsame Form als einen selbständigen Trieb in der Seele zurücklassen. Interessen jeder Art zwingen so häufig zum Kampf um bestimmte Güter, zur Opposition gegen bestimmte Persönlichkeiten, daß als Residuum davon sehr wohl ein Reizzustand, von sich aus zu antagonistischen Aeußerungen drängend, in das vererbliche Inventar unserer Gattung mag übergegangen sein. Das gegenseitige Verhältnis primitiver Gruppen ist bekanntlich und aus oft erörterten Gründen fast durchgehends ein feindseliges. Das entschiedenste Beispiel geben vielleicht die Indianer, bei denen jeder Stamm prinzipiell als im Kriegszustande mit jedem anderen befindlich galt, mit dem er keinen ausdrücklichen Friedensvertrag geschlossen hatte. Es ist aber nicht zu vergessen, daß in frühen Kulturzuständen der Krieg fast die einzige Form bildet, in der es überhaupt zu einer Berührung mit fremden Gruppen kommt. Solange der interterritoriale Handelsverkehr unentwickelt, individuelle Reisen unbekannt waren, geistige Gemeinsamkeiten noch nicht über die Gruppengrenzen hinausgriffen, gab es außer dem Krieg gar keine soziologische Beziehung zwischen den verschiedenen Gruppen. Hier zeigt das Verhältnis der Gruppenelemente zueinander und das der — primitiven — Gruppen zueinander völlig entgegengesetzte Form. Innerhalb des geschlossenen Kreises bedeutet Feindschaft in der Regel den Abbruch von Beziehungen, das Sichzurückziehen und Vermeiden von Berührungen; von diesen negativen Erscheinungen wird hier selbst die leidenschaftliche Wechselwirkung des offenen Kampfes begleitet. Dagegen liegen die charakterisierten Gruppen als Ganze gleichgültig nebeneinander, solange Frieden ist, und gewinnen erst im Kriege eine aktive Bedeutung füreinander. Deshalb kann ebenderselbe Expansions- und Wirksamkeitstrieb, der im Innern einen unbedingten Frieden als Grundlage der Interessenverschlingung und unbehinderten Wechselwirkungen fordert, nach außen hin als kriegerische Tendenz auftreten.

II.

Ein Kampf, der sich auf der Basis einer Einheit und Gleichheit erhebt, pflegt in vielerlei Fällen leidenschaftlicher und radikaler zu sein, als wo er keinerlei vorhergehende oder gleichzeitig bestehende Zusammengehörigkeit der Parteien vorfindet. Wo das altjüdische Gesetz Bigamie gestattet, verbietet es doch die Ehe mit zwei Schwestern (obgleich man nach dem Tode der einen die andere heiraten darf); denn diese wäre besonders dazu angetan, Eifersucht zu erregen! Es wird also ohne weiteres als Erfahrungstatsache vorausgesetzt, daß auf dem Boden der verwandtschaftlichen Gemeinsamkeiten sich ein stärkerer Antagonismus erhebt als unter Fremden. Der gegenseitige Haß ganz kleiner Nachbarstaaten, deren ganzes Weltbild, deren lokale Beziehungen und Interessen unvermeidlich höchst ähnlich sind, ja vielfach zusammenfallen müssen, ist oft viel leidenschaftlicher und unversöhnlicher als der zwischen großen Nationen, die räumlich wie sachlich einander völlig fremd sind. Das war das Verhängnis von Griechenland und dem nachrömischen Italien, und noch eine Steigerung davon erschütterte England, bevor es nach der normannischen Eroberung zur Verschmelzung beider Rassen kam. Der Haß dieser beiden, die auf demselben Territorium durcheinander wohnten, durch fortwährend wirksame Lebensinteressen aneinandergebunden, von einem einheitlichen Staatsgedanken zusammengehalten — und doch innerlich sich völlig fremd, in der ganzen Wesensart ohne gegenseitiges Verständnis und in den Machtinteressen einander absolut feindlich — dieser Haß war, wie man mit Recht betonte, erbitterter, als er zwischen äußerlich und innerlich getrennten Stämmen überhaupt aufkommen kann. Kirchliche Verhältnisse geben mit die stärksten Beispiele, weil in ihnen die kleinste Divergenz wegen ihrer dogmatischen Fixierung sogleich eine logische Unversöhnlichkeit erhält: wenn überhaupt Abweichung da ist, so ist es begrifflich gleichgültig, ob sie groß oder klein ist. So in den konfessionalistischen Streitigkeiten zwischen Lutheranern und Reformierten, namentlich im 17. Jahrhundert. Kaum war die große Absonderung gegen den Katholizismus geschehen, so spaltet sich das Ganze um der nichtigsten Dinge willen in Parteien, die man öfters äußern hört, man könnte eher mit den Papisten Gemeinschaft halten als mit denen von der andern Konfession! Und als 1875 in Bern eine Schwierigkeit über den Ort des katholischen Gottesdienstes stattfand, erlaubte der Papst nicht, daß er in der Kirche, die die Altkatholiken benutzten, abgehalten würde, wohl aber in einer reformierten Kirche. Zwei Arten von Gemeinsamkeit kommen als Fundamente eines ganz besonders gesteigerten Antagonismus in Betracht: die Gemeinsamkeit der Qualitäten und die Gemeinsamkeit durch Befaßtsein in einem sozialen Zusammenhang. Das erstere geht ausschließlich auf die Tatsache zurück, daß wir Unterschiedswesen sind. Eine Gegnerschaft muß das Bewußtsein um so tiefer und heftiger erregen, von einer je größeren Gleichheit unter den Parteien sie sich abhebt. Bei friedlicher oder liebevoller Gesinnung ist dies eine ausgezeichnete Schutzvorrichtung der Vereinigung, vergleichbar der Warnungsfunktion des Schmerzes innerhalb des Organismus; denn gerade die energische Bewußtheit, mit der sich die Dissonanz bei sonst durchgehender Harmonie des Verhältnisses geltend macht, mahnt sogleich zur Beseitigung des Streitgrundes, so daß er nicht erst im Halbbewußten sich weiter und bis zu dem Fundament der Beziehung durchnage. Wo es aber an dieser Grundabsicht, sich unter allen Umständen

schließlich zu vertragen, fehlt, wird das an der sonstigen Gleichheit geschärfte Bewußtsein des Antagonismus ihn selbst verschärfen. Menschen, die viel Gemeinsames haben, tun sich oft schlimmeres, ungerechteres Unrecht als ganz Fremde. Manchmal, weil das große gemeinsame Gebiet zwischen ihnen selbstverständlich geworden ist und deshalb nicht dies, sondern das momentan Differente ihre gegenseitige Stellung bestimmt; hauptsächlich aber, weil eben nur weniges zwischen ihnen different ist, so daß jeder kleinste Antagonismus eine ganz andere relative Bedeutung hat als zwischen Fremderen, die beiderseitig von vornherein auf alle möglichen Differenzen gefaßt sind. Daher die Familienkonflikte um die wunderlichsten Kleinigkeiten, daher die Tragik der „Lappalie", um die völlig zusammenstimmende Menschen manchmal auseinanderkommen. Dies beweist keineswegs immer, daß die harmonisierenden Kräfte schon vorher in Verfall geraten sind; es kann gerade aus einer so großen Gleichheit der Eigenschaften, Neigungen, Ueberzeugungen hervorgehen, daß das Auseinandergehen an einem ganz unbedeutenden Punkte sich durch die Schärfe des Gegensatzes als etwas ganz Unerträgliches fühlbar macht. Es kommt dies dazu: dem Fremden, mit dem man weder Qualitäten noch weitere Interessen teilt, steht man objektiv gegenüber, man reserviert die eigene Persönlichkeit, deshalb nimmt die einzelne Differenz nicht so leicht den ganzen Menschen mit. Mit dem sehr Verschiedenen begegnet man sich eben gerade nur an den Punkten einer einzelnen Verhandlung oder Interessenkoinzidenz, und deshalb wird die Austragung eines Konflikts auch auf diese selbst beschränkt. Je mehr wir als ganze Menschen mit einem andern gemein haben, desto leichter wird sich unsere Ganzheit jeder einzelnen Beziehung zu ihm assoziieren. Daher die ganz unverhältnismäßige Heftigkeit, zu der sich sonst durchaus beherrschte Menschen manchmal gerade ihren Intimsten gegenüber fortreißen lassen. Das ganze Glück und die Tiefe in den Beziehungen zu einem Menschen, mit dem wir uns sozusagen identisch fühlen, daß keine einzelne Beziehung, kein einzelnes Wort, kein einzelnes gemeinsames Tun oder Leiden wirklich einzeln bleibt, sondern jedes ein Gewand für die ganze Seele ist, die sich in ihm ohne Rest gibt und empfangen wird — eben dies macht unter solchen einen entstehenden Zwist oft so verhängnisvoll leidenschaftlich und gibt das Schema zu dem verhängnisvollen: „Du — überhaupt." Einmal so verbundene Menschen sind zu sehr gewöhnt, in die Seiten, die sie sich gerade zuwenden, die Totalität ihres Seins und Fühlens hineinzulegen, um nicht auch den Streit mit Akzenten und gleichsam mit einer Peripherie auszustatten, durch die er weit über seine Veranlassung und ihre objektive Bedeutung hinauswächst und die Gesamtpersönlichkeiten in die Entzweiung hineinreißt. Auf der höchsten geistigen Ausbildungsstufe mag dies vermieden werden; denn dieser ist es eigen, die völlige Hingabe der Seele an eine Person doch mit einer völligen gegenseitigen Sonderung der Elemente der Seele zu verbinden; während die undifferenzierte Leidenschaft die Totalität des Menschen mit der Erregung eines Teiles oder Momentes verschmilzt, läßt die Bildung keinen solchen über sein eigenes, fest umschriebenes Recht hinausgreifen und gewährt dadurch der Beziehung harmonischer Naturen den Vorteil, daß sie sich gerade an dem Konflikt bewußt werden, wie geringfügig er im Verhältnis zu den verbindenden Kräften ist. Abgesehen hiervon wird aber gerade bei tiefen Naturen die verfeinerte Unterschiedsempfindlichkeit Zu- und Abneigungen dadurch um so leidenschaftlicher machen, daß

sie sich von der entgegengesetzt gefärbten Vergangenheit abheben; und zwar bei einmaligen, unwiderruflichen Entscheidungen ihres Verhältnisses, ganz unterschieden von dem Hin- und Herpendeln in den Alltäglichkeiten eines im ganzen unfraglichen Zusammengehörens. Zwischen Männern und Frauen ist eine ganz elementare Aversion, ja ein Haßgefühl, nicht auf bestimmte Gründe hin, sondern als die gegenseitige Repulsion des ganzen Seins der Personen — manchmal ein erstes Stadium von Beziehungen, dessen zweites leidenschaftliche Liebe ist. Man könnte auf die paradoxe Vermutung kommen, daß bei Naturen, die zu dem allerengsten Gefühlsverhältnis bestimmt sind, dieser Turnus durch eine instinktive Zweckmäßigkeit hervorgerufen wäre, um dem definitiven Gefühl durch sein entgegengesetztes Präludium — wie durch einen Anlaufrückschritt — die leidenschaftlichste Zuspitzung und Bewußtsein dessen, was man nun gewonnen hat, zu verschaffen. Die gleiche Form zeigt die entgegengesetzte Erscheinung: der tiefste Haß wächst aus gebrochener Liebe. Hier ist wohl nicht nur die Unterschiedsempfindlichkeit entscheidend, sondern vor allem das Dementi der eigenen Vergangenheit, das in einem solchen Gefühlswechsel liegt. Eine tiefe Liebe — und zwar nicht nur eine sexuelle — als einen Irrtum und eine Instinktlosigkeit zu erkennen, ist eine solche Bloßstellung vor uns selbst, ein solcher Bruch durch die Sicherheit und Einheit unseres Selbstbewußtseins, daß wir unvermeidlich den Gegenstand dieser Unerträglichkeit für sie büßen lassen. Das geheime Gefühl der eigenen Schuld an ihr überdecken wir sehr zweckmäßigerweise durch den Haß, der es uns leicht macht, die ganze Schuld dem andern zuzuschieben.

Graf Michael.

Erzählung von Carl Hauptmann.

(1. Fortsetzung.

Fräulein Alice war eine junge, schlanke, dunkle Gestalt; stählern und schmiegsam. Ihre Blicke von eigenem Feuer konnten ebenso gütig und fast erschrocken blicken, wie hinweg sich heben, kühl und fern, und weit hinaus sein über nichtige Dinge. Um ihre dunkelfarbigen, vollen Brauen konnte es unabsichtlich zucken und beben. Wer sie kannte, wußte auch, daß sie dann nicht aus sich blickte, nur in sich hinein, daß sie suchte und sich streng hielt. Das weiche Dach breiter, voller Wimpern säumte schwere Lider. Es lag Melancholie im Blick, wenn sie schwerer schienen, als es im Lachen und am heiteren Tage der Fall war. Ihr Blick konnte beglücken, wenn sie mit den Augen absichtlos wie bat. Es war ein sanfter Glanz im Blick. Und oft lag es wie ferner Kummer in den sonst stolzen Bewegungen, wenn sie langsam sich dehnten, und ein feines Aderwerk an der weichgewölbten, glatten Stirn aufsprang, das dem Strahl der Augen sich dann wie Inbrunst zumischte. Also daß man immer wieder heimlich den Sinn und das Rätsel dieser Züge ermaß. Ihre Zähne schimmerten wie blinkende Kleinodien, ihre Lippen waren jung und frisch wie reife, reine Früchte, und der Klang ihrer Stimme war verschleiert und voll Güte und ging einem nach wie der Ton der verborgenen Waldwasser, die im weiten Winterschweigen eingehüllt heimlich über Felsen ihre Tobel rollen.

Komtesse Melanie hatte Alice diesen Winter in einigen Gesellschaften der Hauptstadt kennen gelernt und hatte gleich an ihr gehangen.

Weil der Minister Franzius im Herbst in sein hohes Amt eingetreten, war der Familie damit der Verkehr in der Hofgesellschaft zur Notwendigkeit geworden.

Der Minister, dessen Ebenbild die Tochter war, galt als ein Mann von bestimmtester Art und großer Klarheit, ein Mann auch von einer Arbeitsenergie und von einem Erfassen und Umfassen der Dinge, daß seine Räte zu tun hatten. Ein gütiger, weitsichtiger Mann. Er hing an der Tochter mit bevorzugender Liebe. Jetzt, wo sie seit Jahren wie eine Pflegerin im Hause umging, weil Frau Minister viel krank darniederlag. Alice war ihm auch in der Durchsichtigkeit und Geschlossenheit ihrer Erscheinung Ebenbild. Und nicht zum geringsten darin, daß sie ganz und gar voller Tätigkeit lebte mit seltener Hingabe, um aus sich etwas zu sein; und daß sie ohne großen Schein alles mit der Sehnsucht nach Vollendung tat, worum sie sich bemühte.

Es gab Alice unter den neuen Freundinnen einen eigenen Vorrang, daß sie in vielen einsamen Feierstunden musikalisch zu arbeiten versucht und schon zu erstaunlicher Fertigkeit sich erhoben hatte. Sie sang mit Ruhe und weichem, vollen Klang, und spielte, mit stiller Liebe sich in die Verwebung von Tönen und in die Zauber ihrer Harmonien verlierend, daß man dachte, nie so Einfaches und Selbstverständliches an Seelenmitteilung in Tönen gehört zu haben. Nichts Virtuoses — nur ganz und gar klar, und das Innerste ohne Absicht ergriffen und dargeboten. Deshalb war Alice ohne jedes Zutun ihrerseits in diesen Tagen der eigentliche Mittelpunkt des jungen Kreises geworden. Nun sie einmal auf kurze Zeit den sorgenden Mühen daheim entgangen war. Am Nachmittag musizierte man im Salon der jungen Gräfin schon heimlich ein wenig, sang und versuchte. Und dann am Abend erfüllte Alice ohne Umstände gern die Bitten der alten Gräfin Anna, und auch Graf Gregor hing an dem schönen, freien, natürlichen, dunklen Mädchen und sagte ihr lächelnd und in Güte anmutige Neckereien, wo er konnte.

Freilich war durch die Ankunft des alten Adelsmarschalls all dieses heitere Leben seit gestern unterbrochen worden, und Gräfin Anna mußte Melanie und Eva, die ihr Mißvergnügen verdrossen geäußert, trösten, daß die Unterbrechung gewiß nicht lange dauern würde.

* *
*

„Michael wird es schon begreifen", sagte Komtesse Melanie freundlich zu dem jungen Grafen Franz. Und wie sie noch einige weitere Schritte sorglich getan und die beiden anderen Mädchen schon auf einem Baumstamm auf die andere Seite des Wiesenwassers balanciert waren, sagte sie noch einmal rückgewandt mit verhaltener Stimme umständlicher: „Er muß das einsehen, daß wir nicht Zeuge sein wollten."

So waren sie dann wieder untereinander heiter gewesen. Der junge Graf hatte Alice, als sie auf dem schmalen Fußpfad neben mannshohen Weizenhalmen entlang schritten, Mohn ins Haar, und der schwärmerischen Komtesse Eva Kornblumen gegeben. Ein Wiedehopf saß ohne Aengstlichkeit auf einer verfallenen Hürde, den man, eine Weile erstarrend und stumm werdend, um ihn nicht zu verscheuchen, ansah. Dann zogen zwei Silberreiher hoch in den Lüften über ihnen, und man hörte ein fernes, flüchtiges Klagen.

Die beiden Wagen harrten an einem Strohstadel. Komtesse Melanie verfügte, daß

Franz mit Eva voranführe, um den Weg nach Wunsch anzugeben. So stiegen sie ein, Alice und Eva, eine jede mit einem bunten, vollen Strauße im Arme, der in der hellen Sonne leuchtete. Melanie hatte keine Blumen. Sie fuhr Alice zur Seite, die von der sommerlichen Welt ringsum ganz stumm gemacht, kaum jetzt hörte, was die liebende Melanie in ihrer aufwachenden Erwartung gleich zu reden begann.

„Onkel Michael ist wegen seines Sohnes gekommen", begann sie. Alice hatte tausend Blumen jetzt auf den Rücksitz gebreitet und begann sich daran zu freuen.

„Das werden wir daheim recht sorglich ordnen" — sagte sie nur.

Aber Melanie dachte an die Stimmung im Schlosse und ließ sich nicht stören, weiter zu erzählen.

„Es ist wirklich nicht nett vom Vetter Michael," sagte sie neu —, „daß er so sinnlos wild ist."

Alice begann Kelchblumen in der Hand zusammenzuraffen und hörte achtlos.

„Ist er wild?" fragte sie nur.

„Wild", sagte Melanie. „Ach Gott! Ich habe ihn furchtbar gern", sagte sie gleich darnach. „Aber du hast gar keinen Begriff, wie er ist", sagte sie dann emphatisch.

„Werden wir ihn denn sehen?" fragte Alice fast gleichgültig.

„Wir sind nur weggefahren, damit wir nicht gerade alle gar Zeugen sein müßten", wollte Melanie ausführlich werden.

„Der Vater ist eine ordentliche Festung", sagte Alice lächelnd. „Der junge Graf gleicht gar nicht dem alten Herrn", sagte sie nach kurzer Weile dazu, indem sie ein Bündel roter Mohnblüten mit rosa Skabiosen vorn an den zarten Spitzenhang Melanies befestigte.

„Hab Dank — Liebchen", sagte Melanie und küßte Alice unversehens mit einer drolligen Neigung des Kopfes auf die Fingerspitzen, die aus den duftigen Halbhandschuhen heraus — sich an ihrem Busen noch mit Stecken und Ordnen zu tun machten. Melanie wußte natürlich nur ganz von ferne, um was die Aufregung daheim zu erwarten war — und war nicht über die allgemeinen Aeußerungen von Tollheit hinausgekommen, die man Graf Michael zum Vorwurf machte. Aber sie hatte damit gezögert, als Alice, unterdessen sie jetzt im Hinrollen des Wagens mit dem Binden der Blumen eifriger beschäftigt war, in ihrer klaren Art ihren Eindruck von Michael darlegte.

„Er hat die sonderbarsten Augen von der Welt", hatte sie selber begonnen. „Und wie eine stechende Weisheit. Man könnte denken, daß man einen Spötter vor sich hat. Aber manchmal dünkt mich, er spottet nur das Kleine weg — damit er zu einem Besseren durchdringt. Ich dachte immer, daß er große Sehnsucht haben müßte. Vielleicht ist es das, worum er spottet?"

„Du sagst das wunderbar", sagte Melanie, über Alices einfache Rede begeistert und in Gedanken. Und sie sah Alice lange versunken an und küßte sie dann zärtlich und übermütig: „Ich bin nur froh, daß wir dich haben!"

„Daß du alles nur so tief denkst," sagte sie. „Weißt du — aber leichtsinnig ist er auch furchtbar. Du hast gar keine Ahnung, bis zu welchem Grade. Woher kennst du ihn denn so gut? Ach ja — er war ja ein paarmal mit dir bei der Fürstin zusammen, nicht?" sagte sie.

Aber Alice sagte ganz arglos: „Ich kenne ihn gar nicht. — Oder doch — nun ja! — Was kenne ich denn von ihm? Vater sagt: er wäre klug, und seine Ansichten

wären scharf und klar. Das redet auch sein Auge. Das kann einen ansehen — lange — und nicht irren. Das ist etwas Gutes. Und dann! — Was kenne ich noch? Seine sanfte Art zu grüßen. Das Leise und Verschüchterte."

„Aber — verschüchtert ist der nicht immer", sagte Melanie erheitert.

„Er kann es aber sein. Es gibt Dinge, die er ehrfürchtig ansieht," sagte Alice bestimmt.

Melanie sah Alice groß an. „Nur weiter — weiter!" rief sie jetzt neugierig. „Was kennst du noch von ihm? Das ist höchst interessant."

„Wir machen ja eine richtige Untersuchung", lachte Alice verloren. „Nein — nein! Wirklich! Man muß so etwas manchmal erwägen. Das belehrt sehr", sagte sie dann zutraulich. „Ich — kenne an ihm noch —: die Zartheit seiner Hand. Die Hand ist lang und still — und ganz sorglos. Seine Hände sind wie gute Kinder. Wenn er sie über dem Knie zusammenfaßt, möchte man denken, oben in den verkniffenen Blicken sitzen Zweifel und Verachtung und graben in sich — aber seine Hände sind wie Betende, die sich festhalten möchten an etwas."

„Hahaha," lachte Melanie. „Du bist ein Tollkopf," sagte sie neckisch und gläubig. „Das ist in Wahrheit sehr fein, was du so phantasierst."

„Ja mein Gott," sagte Alice, „man versucht sich doch bei allem etwas zu denken, wenn man viel einsam ist. Und du mußt auch nicht alles nur für Phantasie halten. Vieles ist so. Z. B. ist etwas in diesem dunklen Menschen, das mich sehr traurig macht. Und das Schlimmste ist — — —" Aber Alice redete nicht gleich weiter, sondern sah eine Weile melancholisch in die Ferne. Man hätte denken können, es käme jetzt ein sehr subjektives Bekenntnis, eine wahre Offenbarung. Melanie mochte gar nicht stören mit Fragen zuerst, so sehr sie jetzt aufhorchte.

„Siehst du," sagte Alice resigniert, „Menschen, die Tiefe haben — denen sieht das Leid aus den Augen. Jeder Mensch ist ein dunkler Grund. Wenn die Sonne hineinscheint, ist ein heller Grund zu sehen. Alles schwankt. Mir ist auch manchmal nicht froh."

„Mit dir wird er sich gern unterhalten haben," sagte Melanie, auch in Träume verloren. „Solche Weisheit, das ist Wasser auf seine Mühle."

„Nein", sagte Alice, „er hat es immer vermieden, mit mir zu tanzen — und also auch mit mir zu sprechen." „Er ist gewiß ziemlich hochmütig", sagte sie ganz kalt, als Graf Franz zurückrief, daß sie die Wagen heimschicken und lieber durchs Dorf gehen wollten. Dann spazierte man den Dorfweg entlang und bog in einen Obstgarten ein, der in hohem Grase stand, und schritt durch ein altes Eichentor, das ein Wärtel mit tiefer Devotion den Herrschaften geöffnet hielt, indes er vor sich einige unverständliche Worte fast hersang, den Hut noch immer tief haltend und den Körper krümmend, als sie schon auf den Alleen des Parkes hinwandelten.

Und wie sie die erste Biegung des Gartenweges erreicht hatten, sahen sie den jungen Michael im Schatten einer alten Kiefer auf einer Bank sitzen. Aber im nächsten Augenblick war er auch schon aus seinem Sinnen aufgesprungen und kam ihnen heiter und sicher in froher, luftiger Sommertracht entgegen, den Hut in der Hand ein paarmal verbindlich neigend und dann plötzlich, wie zum Ausdruck einer besonderen Freude ausgelassen in die Luft werfend. Er war zwar bleich. Aber seine Stimme klang klar, und seine Augen schienen nichts zu verraten, daß er in irgendeiner

Unruhe oder gar in schlimmerem lebte. So grüßte er verbindlich, ließ sich, wie wenn er ihr unbekannt wäre, Alice vorstellen, ohne mehr als sich zu verbeugen, küßte Komtesse Melanie die Hand und Vetter Franz auf die Wange und reichte Komtesse Eva spröde die Hand mit einem neckischen Lächeln, weil er mit ihr immer ein wenig den Spötter und Necker zu spielen in den letzten Wintergesellschaften gleichsam zur Gewohnheit gemacht hatte. Dann ging man lässig wandelnd dem Schlosse zu.

* *
*

Wie der alte Adelsmarschall, in der Hand einen Weidenzweig, mit dem er ununterbrochen achtlos tändelte, sich bald viele Male hintereinander das runde Knie klopfend, bald auch eine nach der andern die großen, die Pferde belästigenden und herumschwirrenden Staubfliegen auf der Wagendecke und gelegentlich wie zum Spaß und mit Zuruf am Rücken des Kutschers oder Dieners treffend, unter das Schloßportal einfuhr, standen die jungen Herrschaften zufällig an der Beeteinfassung des großen Rasenplanes, der junge Graf Michael unter ihnen. Der alte Riese tat, als sähe er nicht, als sein Sohn sofort zum Wagen geeilt war und ihm, indem er einen Diener wortlos beiseite stieß, beim Aussteigen zu helfen suchte. Denn es war eine Aktion, ehe der mächtige Koloß aus einem Wagen heraus fest auf der Erde stand.

Graf Gregor nickte Michael noch auf der andern Seite im Wagen stehend zu.

Aber der Adelsmarschall hatte sich nur schwer in ganzer Macht nun aufgerichtet, tat mühsam und plump tastend einen Schritt und ließ sich bedächtig von dem Trittbrett auf die Steinstufe des Schloßeingangs nieder — rechts und links behutsam gehalten, ließ sich seinen Staubmantel abnehmen und seinen mächtigen Rundhut aus Stroh — aber nichts sonst — keine Begrüßung sonst — kein Wort sonst, kein Blick auch — keine Acht, als wenn außer seinem Nachbarn und Freunde, dem alten Schloßherrn, noch irgend jemand anwesend wäre, den er zu beachten, irgendwie nötig hätte. Es war eine peinliche Pause. Die jungen Herrschaften, Graf Franz und die beiden Komtessen, auch Alice waren sogleich, um nicht Beobachter zu sein, zurückgetreten. Graf Gregor, der sonst einen heiteren Gedanken zu rechter Zeit zu ergreifen wußte, konnte zum eigenen Verdrusse im Augenblick keinen anderen Ausweg finden, als dem jungen Herrn Michael schweigend, und nicht ohne einiges Wehleid im Blicke, hinterrücks die Hand zu geben. Als der gewaltige Herr und Vater an ihm vorbeigeschwankt und gleich ohne Aufenthalt weitergegangen war.

„Wenn ich dem Herrn Sohn und Abgeordneten begegnen sollte," sagte der streng, ohne sich rückzuwenden, und als spräche er nur zu Gregor, „dann muß ich einstweilen tun, als wenn gar nichts zwischen uns wäre. Denn dieses miserable Geschäft kann man doch nicht auf offener Straße erledigen."

„Nun, mein werter Vetter," sagte der alte Gregor, zwinkerte dem jungen Grafen zu und fand ein wenig Heiterkeit wieder. „Ich halte dafür, daß wir den Waffenstillstand für diesen ganzen Tag proklamieren. Ich schlage durchaus vor, daß wir die weitere Auseinandersetzung auf eine bestimmte Stunde gegen Abend verlegen."

„Gut, lieber Gregor", sagte der erregte Alte und sah sich nicht um, als er den Gang um die Ecke — den jungen Herrn im Vestibül, mit dem Hute in der Hand,

gleichgültig zurücklassend — verschwand. „Gut," sagte er, „ich finde den Vorschlag gut." — „Waffenstillstand ist gut —", blieb er nun vor Gregor stehen, wie nur noch die Diener um sie waren — und lachte krampfhaft, wie geschüttelt plötzlich — und war dann, ebenso schnell stumm werdend, ohne Acht von Gregor geschieden und schwerfällig in kurzen Schritten in seine Zimmer eingetreten.

* *
*

Graf Michael stand bleich im Vestibül. Lange hatte er nicht so sich vergessen. Lange hatte er nicht so Würde und Selbstgefühl außer acht gelassen. Er war auf der Stelle stehen geblieben, als wenn ihn die Verachtung des Alten wie eine Pagode hingepflanzt hätte, daß er sich einfach nicht bewegen gekonnt. Er stand auch noch immer mit dem Hute in der Hand, gerade wie der Kleiderständer aus den Elchgeweihen daneben. Oder er stand auch leblos wie der gewaltige Kopf des Urs, der im Vestibül aus der weißen Wand ragte. Er kam erst zur Besinnung, als zum Empfange von Gräfin Anna Jungfer und Dienerschaft neu ins Portal traten.

Was sonst selten passierte, Michael hatte etwas in sich, was ihn blind machte gegen alle Schicklichkeit. Er wollte geradezu fliehen. Die Diener hatten ein seltsames Lächeln in den Augen. Das Fliehen gelang nicht. Es waren nur einige hastige Wendungen gewesen, denn nun kam auch Graf Franz zurück und die Komtessen. Und Alice kam. Alle scheinbar froh. Alice begrüßte die Gräfin Anna mit Handkuß. Alle sahen in der Sommerwärme frisch aus. Graf Michael trat deshalb vom Treppenhause ebenfalls ins Vestibül zurück und ging der eintretenden, hochgerichteten, sanften Dame in Silberseide und violettem Kapottehütchen bleich und zögernd entgegen.

Die alte Gräfin nahm seine Hand mit Güte. Michael küßte die weißbehandschuhte Hand. Aber er war noch immer wie gebunden. Er kam sich unglaublich lächerlich vor. Wie ein dummes Kind. Er fand kein Wort, wie bei einer Kondolenz. Er konnte seine Blicke nicht einmal mit Hohn wappnen. Wie er so herabgekommen war, erinnerte er sich gar nicht. Als er ankam, war er noch in voller innerer Haltung gewesen, jetzt mußte er erleben, daß er mit einer Leichenbittermiene dastand. Die jungen Menschen draußen standen und sahen, wie die ehrwürdige Gönnerin zu ihm trat und ihm mit voller, schweigsamer Teilnahme in die Augen sah, ohne daß er Würde und Schärfe wiederfand. Sie standen und sahen es. Auch Alice sah es. Er wäre am liebsten in die Erde gesunken, oder als ein Maulwurf in einen Erdschlupf verschwunden. So jämmerlich war er sich nie bisher erschienen. Und die Gräfin Anna brach erst das Schweigen und sagte sanft: „Ich denke, daß es noch einen Kampf geben wird. Aber wir müssen hoffen zu gutem Ende." „Ja, bester Michael!" sagte sie dann halb vorwerfend, halb mitleidig, daß es die draußen alle hören mußten. Michael hatte einige Schritte mit ihr gemacht. Dann besann er sich. Dann blieb er zurück. So daß ihm die alte Gräfin noch einen freundlichen Blick, mit ihrem Schirm einen zärtlichen Wink, und schließlich ein auf Wiedersehen zurückgab.

In Alice war ein Gedanke aufgeblitzt. Ihr war entsetzlich peinlich, daß sie plötzlich alles begriff und gewissermaßen aus seiner beleidigten Seele alles empfand. Sie

hatte lange geschwiegen. Alle hatten geschwiegen. Franz und Melanie machten ängstliche Gesichter. Gräfin Eva zerpflückte einen Stengel und eine Blüte in der Hand und ging mit jenen voraus. Man schritt ohne Worte. Michael, der unversehens herausgetreten, ging lange schweigsam mit Alice. Es war auch Alice augenblicklich unmöglich zu reden. Was in ihr vorging, konnte sie nicht allen gleich in die Ohren schreien. So waren sie eine lange Weile unter dem Schatten der alten Kastanienwege hingewandelt.

„Ist es wahr, daß Sie nicht Halt und Ziel haben, wenn Sie in der Stadt leben?“ sagte sie dann plötzlich, als die Vorangehenden, um eine Baumgruppe gebogen, außer Sicht kamen. Als wenn sie eine Mutter wäre oder eine Pflegerin, die nach der Gesundheit fragt. Aber sie sagte es unglaublich gütig zugleich, so unglaublich innig, ohne Absicht, sie konnte so wenig verbergen, daß sie gar nicht zürnte ob des Geschehenen, daß Graf Michael in sein Auge wie Leben bekam — Staunen — und wenn es das richtige Wort wäre: eine ganz unerwartete Leichtigkeit, daß er noch vollends stehen blieb, in die Schatten einer alten Pappel hochsah — sich reckte — und ganz freimütig Alice lange ansah. Alice war eben im Begriff sich in den Schatten neben einer Gnomenbank ins Gras zu setzen.

„Setzen Sie sich neben mich“, sagte sie heiter, und breitete einen leichten Blumenschal aus, dessen einer Zipfel frei neben ihr lag.

Aber wie sie allein waren, wurde es doch stumm. Alice kam von neuem das peinliche Gefühl, daß sie der ganzen Begegnung hatte beiwohnen, und eine gewisse Entwürdigung des Mannes hatte mitansehen müssen. Es drückte sie, weil auch Michael noch immer schwieg.

„Seltsam,“ sagte sie dann ganz aus freien Stücken, „daß Sie hierher gekommen sind und nicht gewußt haben, daß Sie sich hier demütigen würden.“ Graf Michael sah ins Gras — und hörte nur. Die Worte klangen hart und angenehm.

„Sagen Sie mir einmal offen: Sie werden es gewiß für eine Dreistigkeit halten, was ich sagen will“, redete Alice. Aber es lag auch wieder ihre ganze Sicherheit und Fröhlichkeit im Ton. Und man konnte nicht zweifeln, daß es auf ein gutes Ziel zuging.

„O, Gott! — nein,“ sagte Michael — „sprechen Sie nur — wirklich — ich weiß nicht! Sie sprechen wie ein Freund. Es macht mir eine sonderliche Bewegung. Sie kennen mich nicht — Sie wissen nicht — hoffentlich wissen Sie nicht —“, sagte er dann fast scherzend, — „denn alles zu wissen, ist nicht immer das Himmelreich.“

„Freundschaft wider Freundschaft“, sagte sie auf einmal bestimmt und gütig.

Und dann begann sie selbst sicher und frei zu reden.

„O, ich weiß schon,“ sagte sie, „daß Sie alles nur tun um Ihrer Eitelkeit und Ihrer Zerstreuung, Ihrer momentanen Launen willen. Das ist nicht besonders. Aber es tut auch nichts. Auch daß Sie im Winter Graf Philipps um meinetwillen zur Rede stellten und ihn vor die Pistole forderten, war nur eine Laune. Sie kannten mich ja gar nicht. So etwas tut man einfach um der Noblesse willen.“

„Ja, Gott — das —“, sagte Michael.

„Sagen Sie mir einmal offen, worum es sich hier in der ganzen Angelegenheit handelt,“ sagte Alice — „damit ich Ihnen raten könnte.“

„Sie können mir nicht helfen —,“ sagte er einfach und sah sie lange an, sah ihre Stirn an, die sich niederbeugte, sah, daß die Adern wie sanfte, blaue Runen in

der Stirn lagen — sah, daß die Lider schwer sich senkten und der Blick melancholisch im Gras einen Käfer verfolgte, und daß der Mund, dieser süße, junge, unberührte Mund, aus dem die sanften Fragen mit ganzer Sicherheit kamen — lange wie schmerzlich geschlossen lag.

„Ich werde Ihnen etwas sagen", begann Alice neu und sprang auf. „Alle derartige Zerwürfnisse haben etwas Erniedrigendes. Weil schon ein Leben zu Lust und Laune erniedrigt. Mit einer Hingabe leben, das erhebt die Kräfte. Ein Magnet muß ziehen, sonst wird er schwach. Ich könnte nicht leben, als nur so da zu sein und nichts weiter. Ich treibe Musik. Ich arbeite ernst. Wenn es auch nicht bedeutend ist. Für mich bedeutet es alles. — O! — Aber es nutzt auch nichts, wenn Sie sich erst entwürdigen lassen. Gehen Sie einfach fort. Gehen Sie. Kommen Sie nicht erst zu Ihrem Vater. Er wird in sinnloser Wut sein. Er wird auch Grund haben. Und Sie werden nicht zur Besinnung kommen. Sie wollen sich nicht abwenden und finden nicht, was Sie hält. Sie wagen Ihr Leben für jeden Menschen. Sie werfen sich weg für jeden. Das ist es. Unser Leben muß uns für etwas wert sein. Ihnen ist es in allem unwert für jeden Preis. Da ist nicht viel zu wünschen."

Graf Michael war wie in innerstem Erstaunen. Zärtlich waren Alices Worte, sanft und unglaublich schön und klingend — und streng, daß er fast errötete und sie erst wieder ansah, als er sich lange besonnen hatte.

„Was will sie? Was ist ihre Absicht?"

Ihre Lippen lagen von neuem wie im Schmerz geschlossen. Das Auge voll Feuer glomm in Trauer. Sie schien fast, wie einer Erregung nicht Herr zu werden.

„Sie haben wunderbare Dinge zu mir geredet", sagte Michael leise.

„Sagen Sie nicht wunderbar", meinte sie fast demütig. „Was notwendig war", sagte sie. — „Ich mußte Zeuge Ihrer Erniedrigung und Schmach sein, und nun fühle ich die Schmach mit", sagte sie. „Aber ich möchte um alles, daß Sie jetzt wenigstens weiterer Schmach entgingen!" —

„Es ist nicht das eine Mal," redete sie erregter weiter, „Sie haben ein Vermögen im Spiel verloren. Das ist mir nur ein Zeichen jenes anderen Lebens. Sie haben das Besitzen satt und wollen sich Schmerzen machen, scheint's. Ich rate Ihnen nicht, wenn Sie nicht die Bitterkeit und der Schmerz dieses Augenblicks auf den Weg bringt. Ich empfinde, daß es anders werden muß. Wenn Sie es nicht empfinden!"

Die Unterredung wurde jäh abgebrochen. Die Komtessen kamen und brachten Alice rote Nelken und hingen sie ihr auf die Schulter und unter die dunkle Flechte am Ohr. Sie schritt, wie befreit und stark. In ihren Augen lag ein leichtes, glückliches Lachen. Am Tische, wohin man sich begab, war ein wunderlich freier Ton — eine Emporgerichtetheit lag in den Jungen. Der junge Franz konnte laut und froh von der Jagd erzählen — vom Morgen — und die Komtessen lachten ohne Besinnung. Die alte Gräfin Anna empfand wie eine Loslösung, ohne zu wissen. Der prustende Riese schien gleichmütig zu speisen. Und Graf Michael saß ohne Gedrücktheit, ganz zurückgewonnen unter den andern, sah oft zu Alice hinüber, ohne je einem Blick von ihr zu begegnen. Es hatte ihn wie zu sich gebracht, daß das gute, starke, wahre Mädchen das äußerste von ihm wußte und klar und mit Zärtlichkeit menschliche Schmerzen und Fehler ansah. (Fortsetzung folgt.)

Preußens Anleihe.

Unsere Finanzminister sind im allgemeinen nicht Männer von neuen großzügigen Ideen. Seit Miquels Abgang haben wir keinen einzigen gehabt, der die Anforderungen an einen Durchschnittsminister überragt hätte. Und auch Freiherr von Stengel, dem ein guter Ruf voranging, hat bisher den Beweis nicht zu erbringen vermocht, daß seine Hand stark genug ist, das Deutsche Reich aus der Finanzmisere zu retten. Seine Steuerprojekte haben bisher wenig Anklang gefunden, und selbst wenn man sich ihnen sympathisch gegenüberstellen würde, kann man nirgends eine gewisse Originalität erkennen. Vielleicht ist er zu alt, vielleicht der Widerstand zu groß, den er (trotz allen gegenteiligen Versicherungen) bei den Bundesregierungen findet. Seit mehr als zehn Jahren wird über den ständigen Kursrückgang der deutschen Reichs- und Staatsanleihen geschrieben, werden Vorschläge gemacht, dem Uebel abzuhelfen. Journalisten, Volkswirte, Geheimräte und ordenlüsterne Bankiers haben sich den Rang streitig gemacht, Mittel zur Abwendung der Kursentwertung zu finden. Sie alle gipfelten in der Hauptsache entweder darin, größere Absatzmöglichkeiten für unsere Anleihen zu schaffen oder den Zinsfuß zu erhöhen. Auch das einfachste Mittel, den Staatskredit einzuschränken, nicht immer, wenn der Frühling naht, mit einer neuen Anleihe schwanger zu gehen, ward von den Finanzärzten empfohlen. Natürlich ohne Erfolg; denn hierzu wäre zunächst die Einschränkung der Heeres- und Marinerüstungen notwendig; und daran denkt im Deutschen Reiche ernsthaft kein Mann der Regierung. Die Gefahren wurden in dunklen Farben geschildert; recht häufig sogar übertrieben. Eine solche Uebertreibung scheint mir der Hinweis zu sein, Deutschland werde im Kriegsfalle kein Geld bekommen. Die deutsche und preußische Staatsschuld beträgt insgesamt etwa 12 Milliarden Mark; davon mögen im Besitze der Banken sich höchstens 200 Millionen Mark befinden. (Bei der Auflösung des letzten Anleihekonsortiums wurde viel Aufhebens davon gemacht, weil die Banken noch über einen Betrag von 123 Millionen Mark verfügten.) Kann man, da so beträchtliche Summen untergebracht wurden, im Ernst davon sprechen, dem Deutschen Reich würde im Notfalle der Kredit verweigert werden? Die Gefahr liegt nicht in der Unmöglichkeit, neue Anleihen unterzubringen, sondern allein in der kursmäßigen Entwertung des Besitzes. Schon durch Erhöhung des Zinsfußes um ½ oder gar 1 % wäre der Absatz weit stärker. Und trotz allen Klagen ist fast jede Anleihe bisher zwanzig- bis vierzigmal überzeichnet worden; nicht zum geringsten Teil freilich mit Hilfe der sogenannten Konzertzeichner, jener Subskribenten, denen nur daran gelegen ist, einen möglichst großen Betrag zu erwerben, um die Differenz zwischen dem niedrigeren Emissions- und meist höheren Börsenkurse zu verdienen.

Die neueste Emission der preußischen konsolidierten Anleihe, mit deren Veröffentlichung wir am Sonnabend überrascht worden sind, beweist, daß man endlich gewillt ist, neue Bahnen zu beschreiten. Herr v. Rheinbaben, dem man eine so umwälzende Idee vielleicht am wenigsten zugetraut hätte, muß eingesehen haben, daß es so nicht mehr weiter geht. Die Kalamität am Geldmarkte hat das kaum Glaubliche ins Bereich der Wirklichkeit gerückt. Ob freiwillig oder unter dem Zwange der Notwendigkeit; der Finanzminister ist zu loben; mag der Plan auch nicht seinem Hirn, sondern dem des neuen Reichsbankdirektors, des Herrn Havenstein, entstammen. An der Börse (und darum natürlich auch in dem größten Teil der Finanzpresse) ist Herr v. Rheinbaben getadelt worden; nicht, weil er den Käufern der Anleihe eine höhere Verzinsung vorschlägt, sondern weil er das Verbrechen begangen hat, vor der Majestät der Großbanken die Reverenz zu versagen. Die neue Anleihe wird nämlich zum erstenmal ohne Hilfe eines Bankenkonsortiums begeben; sie wird durch die Vermittlung des preußischen Staatsinstitutes den Käufern direkt angeboten. Ich finde, daß dieser Weg sehr glücklich gewählt ist, und daß nicht der mindeste Anlaß zur Empörung vorliegt. Fortgesetzt haben die Banken behauptet, an der Emission deutscher Reichs- und Staatsanleihen seit einer Reihe von Jahren nichts verdient zu haben; es kann ihnen daher doch nur angenehm sein, an solchen Geschäften nicht beteiligt zu werden. Allerdings wendet man an der Börse ein, daß auch aus rein praktischen Gründen die Umgehung des Bankenkonsortiums ein Fehler war. Hierdurch werde der Markt der Anleihen der Stützung beraubt, den die Banken gewähren würden, wenn sie durch Konsortialbesitz an der Kursentwicklung interessiert sind. Mit Verlaub; wann haben denn die Banken die deutschen Anleihemärkte gestützt? Sie haben, das ist freilich anzuerkennen, eine Zeitlang den Kursrückgang zu verhüten gesucht; doch als die Beträge, die sie hätten aufnehmen müssen, zu groß wurden, haben sie den Markt sich selbst überlassen. Ich kann hierin nicht einmal ein großes Unrecht sehen, aber ich kann auch die Ansicht nicht vertreten, daß die Regierung

Schaden erleidet, oder töricht handelt, wenn sie die Bankwelt ausschließt.

Der Groll der Börse entstand noch durch eine andere Eigentümlichkeit der neuen Emission. Die Regierung hat, so hieß es, die Börse überrascht; sie hat plötzlich die Subskriptionsbedingungen in wohlvorbereiteter Form auf den Tisch der Banken flattern lassen, ohne die Herren Bankdirektoren vorher in vertraulichen Gesprächen von ihrem Vorhaben zu unterrichten. Wozu sollten die Banken vor anderen Sterblichen Kenntnis erhalten? Glaubt einer, sie hätten irgendeinen Einfluß auf die Emission gewinnen sollen? Dann hätte man sie beteiligen müssen, nicht von der Hilfe ausschließen können. Und will man uns einreden, die frühzeitige Kenntnis hätte nicht eine spekulative Ausnutzung des Planes zur Folge gehabt? Glaubt man, die Herren wären so edelmütig gewesen, ihre Bestände an alten Anleihen zu behalten, statt sie, bevor der Kurs ins Weichen gerät, rasch an den Markt zu bringen? Als Herr Möller durch die Dresdner Bank vor etwa 3½ Jahren Aktien des Bergwerks Hibernia kaufen ließ und dann die Verstaatlichungsofferte machte, wurde an der Börse, in Zeitungen und im Parlament mit Recht bemängelt, die zeitige Bekanntgabe an ein einzelnes Bankinstitut sei ungehörig und habe der Spekulation Tür und Tor geöffnet. Jetzt ist's wieder nicht recht, wenn die Diskretion wirklich bewahrt wurde.

Verständiger scheint, doch nur bei flüchtiger Betrachtung, der Einwand, daß der Zeitpunkt für die Emission nicht glücklich gewählt sei, weil der Geldmarkt noch zu sehr belastet ist und man erst jetzt nach den Anforderungen zum Quartalstermin ein wenig aufzuatmen beginne. Doch auch hier ist zu fragen: Sollte der Finanzminister warten, bis andere Bundesstaaten, bis vor allem die Städte den nur für die schwierigste Zeit zurückgestellten Anleihebedarf gedeckt haben? Wenn die neue Emission mißglückt, könnten die Banken von einem Erfolg reden. Aber ich glaube daran nicht, glaube vielmehr, daß der Erfolg recht groß sein wird. Ein Bedürfnis zur Kapitalanlage ist, wie die Entwickelung der Rentenkurse in den letzten Monaten gezeigt hat, in bescheidenem Umfange bereits vorhanden. Der vorläufig noch hohe Bankdiskont von 7½ % beweist nicht das Gegenteil, denn die Geschichte der Anleihekurse belehrt uns, daß in ihnen eine Erleichterung des Geldmarktes immer viel eher zum Ausdruck kommt, als in den offiziellen Zinssätzen der Reichsbank, die sich nicht so rasch den Fluktuationen des Geldmarktes anzupassen vermögen, wie die Kurse der Rentenwerte. Auch ist nicht einzusehen, warum die Regierung nicht in einigen Monaten ihre Aufforderung zur Subskription wiederholen kann. Es scheint, daß man, um die Wiederholung zu ermöglichen, den Weg gewählt hat, nur solche Zeichnungen zuzulassen, auf die eine Sperrverpflichtung (mindestens bis zum 31. Dezember 1908) eingegangen wird. Da es somit verkäufliche Stücke vorerst nicht gibt, braucht die Zulassung zum Börsenhandel in diesem Jahre nicht zu erfolgen, und es wird die bei Einführung einer Börsennotiz vorhandene Gefahr beseitigt, daß bei einem nochmaligen Bezugsangebot zum jetzigen Kurse die Besitzer ihre alten Stücke verkaufen können, um neue zu beziehen. Wenn die Besitzer unter der Hand Sperrstücke veräußern und der Käufer einen höheren Preis als den Emissionskurs zahlt, so geschieht das auf eigenes Risiko, und die Regierung trifft für den Verlust keine Schuld. Darum hat man wohl auch von einer Begrenzung des aufzulegenden Betrages Abstand genommen, weil man bei einer Wiederholung der Emission nicht gut wieder einen neuen Betrag angeben könnte.

So vernünftig der Beschluß der Regierung also ist, so konnte man sich doch nicht davor bewahren, einen Fehler zu begehen, der sich freilich erst später rächen wird. Um nicht ganz offen zu gestehen, daß der vierprozentige Typ die einzige Möglichkeit schafft, einen günstigen Subskriptionserfolg zu erzielen, hat man das System der automatischen Zinsherabsetzung gewählt. Nach zehn Jahren sollen nur 3¾ % Zinsen gezahlt werden; nach weiteren fünf Jahren sogar nur 3½ %. England hat mit diesem System des Schatzkanzlers Goschen keine guten Erfahrungen gemacht. Der Rückgang der englischen Anleihekurse, der in den letzten Jahren dort ebenso starken Unwillen erregt hat, wie dieselbe Erscheinung in Deutschland, ist zu einem großen Teil darauf zurückzuführen, daß die Ermäßigung des Zinsfußes in einem Moment vorgenommen werden mußte, wo der Burenkrieg dem Lande starke Opfer auferlegt hatte. Es ist unmöglich zu wissen, ob in zehn Jahren der Geldmarkt die Herabsetzung des Zinsfußes gestatten wird. Sollte sich innerhalb dieses Zeitraums Deutschlands Volksvermögen so stark vermehrt haben, daß die Einführung eines niedrigeren Anleihezinses möglich erscheint, so wäre die Konversion immer noch der vorherigen Festlegung einer automatischen Herabsetzung vorzuziehen.

Dennoch aber ist dem preußischen Finanzminister, schon weil er einmal die alten, ausgetretenen Geleise verlassen hat, ein Erfolg zu wünschen. Der Widerstand, der auch bei den Kollegen gefunden wurde, war gewiß nicht gering. Selbst Herr von Stengel war wohl von der Idee nicht gerade entzückt; sonst hätte er,

wie es früher fast regelmäßig geschah, die Emission der Reichsanleihen gleichzeitig mit Preußen vorgenommen. Oder hat Herr Geheimrat Dr. Koch, der noch bis zum 1. April die Reichsbank leitet, ein Veto eingelegt? Wie dem auch sei: Das Deutsche Reich wird jetzt, nachdem Preußen einen Schritt vom Wege gewichen ist, nichts anderes tun können, als dem Beispiel zu folgen. Und wenn der Mutige vom Glücke begünstigt wird, geht man vielleicht auch endlich dazu über, nicht bloß die Emissionsmethode zu ändern, sondern (was mir noch notwendiger erscheint) neue Absatzquellen für unsere Anleihen zu schaffen. Bruno Buchwald.

Musik.

Die Königliche Oper brachte gleichzeitig mit dem in Deutschland zum ersten Male aufgeführten zweiaktigen Musikdrama „Thereſe“ von Massenet eine Neu-Einstudierung des „Barbier von Bagdad“ von Peter Cornelius. Die Zusammenstellung der traurigen (in jeder Hinsicht traurigen) Thereſe mit dem heiteren Barbier — die übrigens für das deutsche Werk einen glänzenden Triumph bedeutete — war recht lehrreich. Massenets Textdichter Jules Claretie hat sich eine pikante Geschichte mit wildbewegtem „historischen Hintergrunde“ ausgedacht: der Liebhaber, der im Hause des rechtmäßigen Gatten als politischer Flüchtling Schutz und Gastfreundschaft genießt; die von dem Gatten angebetete Frau, die mit dem andern fliehen möchte, obwohl sie auch den einen liebt; die Greuel der Revolution, von denen man anfangs nur von weitem vernimmt, die dann aber brutal in die Szene hineinspielen. Welch ein Aufwand! Und trotzdem: welch eine Langweile strömt von den beiden Akten aus! Wie wirkungslos ziehen all die Dinge vorüber, von deren stofflichem Reiz allein schon die Autoren wahrscheinlich einen starken Effekt erwarteten! Es ist wie ein schlecht erzählter Zeitungsroman, schlecht für die Bühne hergerichtet. Und da will man uns immer einreden, die Franzosen seien die geborenen Dramatiker, die Leute mit dem Theaterblut! Auch Massenet, der alte Theaterpraktikus, hat nicht bemerkt, welche Schwächen dem Libretto anhaften; er hätte sonst wohl den Versuch gemacht, die leeren Stellen durch ein wenig musikalisches Feuerwerk, auf das er sich sonst gut versteht, zu überdecken. Nichts davon! Sein gleichgültig rieselndes oder grob dreinfahrendes Getön macht die Langweilige noch langweiliger.

Und nun zu Cornelius. Sein Stoff hat gar nichts Pikantes; er ist fast unerlaubt harmlos. Aber wie charmant und witzig die Aufmachung! Wie lebendig sind die Figuren, wie reizvoll bewegt die flott wechselnden Szenen! Und dabei in der Musik: welch liebenswürdige Schwärmerei, welche Süße in den lyrischen Partien, welch feiner Humor überall, welch entzückende Einfälle im Orchester, und welch ein geschmeidiger Fluß im Ganzen trotz der oft komplizierten Arbeit! Immer aufs neue entzücken den Musiker die geistreichen Einzelheiten dieser Partitur, die das Muster- und Meisterbeispiel einer feinkomischen Oper darstellt. Freilich, das ist keine Entdeckung; hundertmal ist es schon ausgesprochen worden. Nur fällt einem dabei stets Lessings Epigramm ein:

Wer wird nicht einen Klopstock loben!
Doch wird ihn jeder lesen? Nein!
Wir wollen weniger erhoben,
Doch fleißiger gelesen sein!

Daß der „Barbier“ ein Kleinod unter den heiteren Opern ist, das weiß die Welt! Wer wird den „Barbier von Bagdad“ nicht loben! Doch wird ihn jeder aufführen, vor allen Dingen: wird ihn jeder anhören? . . . Da hapert's!

Merkwürdig genug, da doch die Rufe nach dem Bringer der leichten, heiteren und doch vornehmen Oper immer aufs neue erhoben werden! Welches Genre von heiterer Oper mag da nur gemeint sein? „Benedikt und Beatrice“ von Berlioz, „Der Widerspenstigen Zähmung“ von Götz, „Falstaff“ von Verdi, „St. Foix“ von Hans Sommer, „Die Abreise“ von d'Albert, die „Feuersnot“ von Strauß . . . ist kein Stück darunter, das dem Ideal jener ersehnten „heiteren Oper vornehmen Stils“ nahekäme? Oder ist das Verlangen nach der Lustspieloper vielleicht nur eine „gebildet“ klingende Redensart, die verdecken soll, daß man sich gestern im neuesten Operettenschlager himmlisch amüsiert hat? . . .

*

Aus den Konzertsälen. Der Beginn der zweiten Hälfte der Konzertsaison erhielt ein etwas interessanteres Gepräge dadurch, daß in verschiedenen Veranstaltungen neue und unbekannte Kompositionen der Oeffentlichkeit unterbreitet wurden. Bescheiden nur war die Ausbeute in einem Kammerkonzert, das James Simon mit eigenen Arbeiten bestritt. Eine kluge, tüchtige Verwendung der Mittel, sorgfältiges Vermeiden alles Gewöhnlichen, in einigen Liedern (dem „Säerspruch“ von Conr. Ferd. Meyer z. B.) ein sicheres Erkennen für stilistische Erfordernisse: das etwa ist das Rühmliche, was hier zu verzeichnen war. Nach Regungen eines Temperaments, einer Persönlichkeit gar, lauschte man vergebens. — Bei Busoni, der es in diesem Winter leider bei nur einem Orchesterabend mit neuen und selten

aufgeführten Werken bewenden lassen will, hörte man neben einem effektvollen, aber inhaltlich nicht viel besagenden Violinkonzert des Veranstalters und einem vorwiegend durch die Orchestriertechnik interessierenden Bacchanal von P. Ertel eine sinfonische Fantasie „Pohjolas Tochter" von Jean Sibelius, die den Eindruck machte, als sei in ihr mit Absicht jeder farbenfrohere Effekt vermieden und die Nüchternheit zum Prinzip erhoben worden. Sibelius interessiert den Musiker immer durch melodische oder harmonische Eigenheiten; so frostig, wie in diesem Stück, hat er sich aber wohl selten gegeben. Liszt war es, der an diesem Abend alles überstrahlte mit dem „Mazeppa" und den drei Petrarcasonetten, die in der fast unbekannten Gesangsausgabe (eines darunter von Busoni geschmackvoll instrumentiert) zu Gehör kamen und durch die eigene Glut ihrer Melodik hoffentlich manche verschrobene Ansicht über den Komponisten Liszt etwas modifiziert haben. — Ein ganzes Konzert war dem 1906 in Königsberg verstorbenen Tonsetzer Constanz Berneker gewidmet, dessen Bedeutung nach Ansicht seiner Freunde in der breiteren Oeffentlichkeit seither nicht genügend gewürdigt wurde. Soweit sich nach den vorgeführten Kompositionen (Sologesänge und Frauenchöre) eine Meinung gewinnen ließ, war Berneker eine kernechte Musikernatur von im Grunde konservativem Charakter, aber mit glühender Sehnsucht nach manchen leuchtenden Blüten, die er auf dem Neulande der modernen musikalischen Kunstübung locken sah. Wenn mancherlei Zwiespältiges, was so in seine Schreibweise geraten ist, sich nicht überall störend bemerkbar macht, so liegt das in erster Reihe an dem warmen Gefühlston, der aus den wertvollsten seiner Gesänge hervorklingt, und der diesen zuversichtlich nach und nach zu der ihnen gebührenden Schätzung verhelfen wird. §§§

Musikalische Rundschau.

Eugen d'Albert, über dessen komische Oper „Tragaldabas" in Nr. 27 des „Morgen" eine mit Eusebius gezeichnete, von einem gelegentlichen Mitarbeiter herrührende Besprechung erschienen ist, teilt uns mit, daß die in jenem Referat enthaltene Angabe, seine Oper sei in der kurzen Zeit von fünf Monaten komponiert, gedruckt und einstudiert worden, auf einem Irrtum beruhe. Rudolf Lothar habe ihm vielmehr im Jahre 1903 bereits das Textbuch zu „Tragaldabas" übergeben, 1904 sei die Komposition begonnen und zu Weihnachten 1906 vollendet worden. Offenbar hat das unter dem Vorwort zum Textbuch zu lesende Datum „Meinau, Juni 1907" den Referenten irregeleitet. d'Albert stellt fest, daß der Klavierauszug der Oper bereits gedruckt vorlag, als Lothar das Vorwort schrieb. Die Schlüsse, die in der Besprechung an die irrtümliche Annahme geknüpft wurden, sind damit natürlich hinfällig. — [Nachschrift d. Red.: Diese Notiz war bereits in Satz gegeben, als Herr d'Albert in einer Berliner Tageszeitung eine den gleichen Fall betreffende Richtigstellung veröffentlichte. Weshalb Herr d'Albert sich plötzlich entschloß, in einem anderen Blatte „sein Recht" zu suchen, obgleich er (wie er selber bekannt gibt) wußte, daß es ihm an dieser Stelle nicht vorenthalten würde, ist uns nicht recht verständlich.]

*

Cosima Wagner feierte ihren siebzigsten Geburtstag. Als vor einem Vierteljahrhundert sich die Gruft des heimgegangenen Meisters schloß, da war „Baireuth" ein Kampfthema und eine Zielscheibe des Hohnes und Spottes und ein Aergernis für viele . . . „Steht denn das neunzehnte Jahrhundert wieder vor einem Bankerott der Menschheit, und ist der Ekel vor dem Dasein, wie uns einige blasierte, musik- und poesiesatte Roués der Kunst einreden wollen, wirklich ein so verbreiteter, daß wir Anachoreten des heiligen Berges zu Baireuth werden mußten? Solange die Mehrzahl den Glauben an die Zukunft der Menschheit nicht verloren hat, solange wir auf das Vaterland hoffen, auf deutsche Politik, Kunst, Wissenschaft und Industrie vertrauen, halten wir es lieber mit den genügsamen Bewohnern des Tales, betrachten uns den furchtbaren Berg von unten und sehen in ihm nicht mehr als eine effektvolle Theaterdekoration." . . . So klang ein vielbeachteter Widerhall nach des Meisters letzter Tat. Wohl gab es ein Häuflein, das von anderem Empfinden beseelt war. Sein wurde gespottet. Baireuth werde vorübergehen wie eine Wolke, so dachte man. Aber die Getreuen harrten aus; und ihr Mühen um den Fortbestand des Werkes erhielt Ziel und Zusammenhalt, als sich fand, daß ihnen in der Lebensgefährtin des Meisters eine Bannerträgerin erstanden war, die mit hohem Sinn und wundervoller Energie das Erworbene zu bewahren und lebenskräftig zu erhalten trachtete. Gleichgültig, wie die Wirksamkeit Cosima Wagners im einzelnen beurteilt wurde. Der Name dieser Frau ist aus der Geschichte der deutschen Kunst nicht mehr zu löschen. — Baireuth bildet heute kein Kampfthema mehr; Hohn und Spott sind verstummt. Ein Kulturshmbol ist uns der Name, wie der Name Weimar. Und wir preisen die Siebzigjährige glücklich, daß sie das erleben durfte, die beiden Namen als strahlendes Zweigestirn leuchten zu sehen.

Randbemerkungen.

Zur Rundfrage über Maximilian Harden.

Maximilian Hardens großes publizistisches und satirisches Talent bewundere ich und glaube, daß er stets bemüht gewesen ist, dieses schöne Talent in den Dienst seines Vaterlandes zu stellen. Der Politiker Harden kämpft leidenschaftlich gegen alles, was ihm die Wohlfahrt Deutschlands zu beeinträchtigen scheint. Aber in jedem echten Publizisten und Satiriker steckt auch ein Künstler. Der Kampf, der Spott, die Negation sind die Kunstform der Satire, sie bedarf ihrer als ihrer Ausdrucksmittel. Jeder Künstler liebt die Form seiner Kunst um ihrer selbst willen. Der Politiker bekämpft um eines praktischen Zweckes willen, der Satiriker muß etwas haben, das er bekämpfen kann, um seine Kunst darin auszuleben. Hier, meine ich, liegt die Quelle für manche Ungerechtigkeit und Grausamkeit, die nicht als solche gewollt sind, die nicht persönlichen Motiven entspringen; allein, wo der Politiker vielleicht schonen würde, da hält der Satiriker unerbittlich an dem Stoffe fest, der seiner Kunst willkommen ist, unbekümmert darum, ob er die Zwecke des Politikers gefährdet.

Eduard Graf Keyserling.

Sind wir gesund?

In den letzten Wochen haben wir wieder und wieder die beruhigende Versicherung vernommen, das deutsche Volk sei gesund, kerngesund. Dieses beglückende Attest wurde jedoch meist auf eine bestimmte Schicht des Volkes beschränkt, und zwar versicherten konservative Blätter, der Adel sei vorbildlich rein, liberale Organe rühmten die Sittenstrenge des Bürgertums und die sozialdemokratische Presse stellte mit Genugtuung fest, daß die sogenannte arbeitende Klasse von unangetasteter Urkraft strotze. Allerdings war jede einzelne Gruppe geneigt, die Gesundheit als ihr Monopol in Anspruch zu nehmen und die anderen Gruppen für durchseucht zu erklären. Wer aber diese Tendenz als peinlichen Erdenrest ignorierte, der mußte durch Addition zu dem Satz gelangen: Das deutsche Volk ist gesund.

Wenn wir diesen Satz mit Nutzen näher betrachten wollen, so müssen wir vorausschicken, daß seelische Gesundheit gemeint ist. Und wer ist seelisch gesund? Schlicht gesprochen: derjenige, der stark, mutig, aufrichtig und gütig ist. (Die Güte — Uebermenschen und Realpolitikern sei es gesagt — darf einem Negerstamm, nicht aber einem Kulturvolk fehlen.) Wer diese populäre Definition anerkennt, der wird vielleicht doch ein wenig an der Behauptung zweifeln, daß die Gesundheit des deutschen Volkes völlig intakt sei.

Lassen Sie uns unsere prominenten Männer, unsere staatsmännische Weisheit und unsere bewährten Institutionen ein wenig anschauen!

Unsere prominenten Männer sind die Minister; sie sind es aber nur dem Range, nicht der Persönlichkeit nach. Bei aller Anerkennung ihrer soliden oder charmanten Qualitäten werden wir kaum sagen dürfen, daß sie stark, mutig und aufrichtig sind. (Gütig sind sie.) Wir haben es oft erlebt, daß Minister an die Spitze eines Ressorts berufen wurden, für welches sie weder Interesse noch Kenntnisse mitbrachten, und daß sie die Berufung annahmen, statt dem Monarchen zu sagen: „Ich bin für diesen Platz nicht der rechte Mann, Euer Majestät werden leicht einen Besseren finden; ich würde den Staat schädigen, wenn ich durch Annahme des Postens verhinderte, daß dieser Bessere gefunden wird.“ Wir haben es erlebt, daß Beamte aus relativ untergeordneten Stellungen in Positionen erhoben wurden, denen sie nach ihren amtlichen Antezedentien gar nicht gewachsen sein konnten, und daß sie es nicht versuchten, den Herrscher über seinen Irrtum aufzuklären. Ist es katonisch, ein bißchen Selbsterkenntnis und Resignation zu verlangen? Gewiß nicht. Nicht das Große, nur das Menschliche geschehe. Im bürgerlichen

Leben kommt es oft genug vor, daß ein Mann eine Stellung, die ihm zugedacht ist, aus inneren Bedenken ablehnt. Es sollte selbstverständlich sein, daß ein Gentleman nicht mehr übernimmt, als er leisten kann. Aber die leitenden Männer fühlen sich seit Caprivis unseligem Beispiel zu militärischem Gehorsam verpflichtet. Daß durch diese Auffassung der Staat geschädigt, die verfassungsmäßige Verantwortlichkeit annulliert wird, scheinen sie nicht zu begreifen. Sie treten ihr Amt an, arbeiten das vorliegende und eingehende Material sine ira et studio auf, bringen kein eigenes Programm mit, stellen keine Ziele auf, weisen keine Wege an. Die Motive ihres Handelns sind fast niemals in der Sache, sie sind fast stets „oben" zu suchen. Der Kanzler, von allen der Klügste, begnügt sich doch, von der Hand in den Mund zu leben: er führt die Existenz eines politischen Proletariers. Das artige Zwischenspiel, das dieser lächelnde Menschenverächter kürzlich im Reichstag aufführte, zeigte wieder einmal recht deutlich seine Technik. Die Situation ist ungetrübt, da werden künstlich Wolken zusammengeblasen. Sieh', o Herr, wie schwierig die Lage ist! Und im Nu sind die Wolken zerstreut. Sieh', o Herr, was dein Diener vermag! Der Kanzler darf von sich sagen: „Sich selbst besiegen, ist der schönste Sieg," denn er ist Meister darin, auf der eigenen Bahn Hindernisse aufzutürmen, um sie forträumen zu können. Nirgends aber ist ein rüstiger Fortschritt zu erblicken. Der soll unmöglich sein? Unmöglich soll es sein, ein vernünftiges und volkstümliches Wahlrecht für Preußen zu schaffen? Der Konservativen wegen? Für die Konservativen gibt es ein Zauberwort, es heißt: „Mein Junge." Magnaten und Stoppelhopfer, sie parieren alle, wenn nur die Regierung ernstlich will, denn die Karriere des Jungen, der Assessor oder Leutnant, Attaché oder Kammerjunker ist, zwingt zu Konzessionen. Der Weg fände sich schon, wenn nur der Wille da wäre. Und welch ein Mißverhältnis zwischen den Zwecken und den Mitteln! Man denke an die letzte Wahlkampagne, den nationalen Aufschwung, die nächtlichen Reden des Kaisers und des Kanzlers und vergleiche damit das politische Ergebnis: Das Reichsvereinsgesetz und die Börsengesetzreform. Die augenblickliche politische Lage gleicht dem letzten Akt des Schauspiels: „Stein unter Steinen." Der Block steht „auf Hochkant", und nun beherrscht nur die eine Frage die Gemüter, wann der auf der Kippe stehende Block fallen und wen er zerschmettern wird. Ist diese Politik gesund? Wenn Sumpfluft gesund ist, ja.

Und nun die Gegenspieler, die Volksboten. Neigen sich, beugen sich. Lassen sich vom Kanzler koramieren und versprechen, es nicht wieder zu tun, statt ihm zu sagen: „Durchlaucht, Kollege Paasche hat hier zwei Minister kritisiert. Sachlich, sogar höflich. Dies von ihm gestern gegebene Beispiel, das Sie so sehr empört, werden wir auch in Zukunft befolgen, denn dazu sind wir hier. Sie scheinen sich mit Bismarck zu verwechseln. Ziehen Sie jede beliebige Konsequenz, es geht auch ohne Sie, aber glauben Sie nicht, hier im Volkshause den Zensor spielen zu können!" Aber unsere Volksvertreter, zumal die liberalen, sind ja in einer üblen Lage. (Im Reichstage freilich nicht so sehr wie im Landtage.) Täglich kommt irgendein Wunsch aus dem Wahlkreis; hier soll eine Schule gebaut, dort eine Chaussee angelegt, hier ein Hafen geschaffen, dort eine Sekundärbahn bewilligt werden, die Liste ist unendlich. Von der mehr oder minder prompten Erfüllung dieser Wünsche hängt die Erneuerung des Mandates ab. Die Erfüllung der Wünsche liegt aber in den Händen der Ministerialbezernenten. Daher gibt es so wenige unabhängige Volksvertreter, daher ist die Regierung, wenn nicht ein Dümmling oder ein Schwächling an der Spitze steht, immer stärker als das Parlament. Die Konservativen sitzen seit hundert Jahren in der Macht, das Zentrum verfügt über eine imposante Organisation, die liberalen Parteien müssen am meisten betteln. Sie sollten am meisten Rückgrat haben, aber mit Rückgrat betteln ist schwer. Daher sind unsere bürgerlichen Volksvertreter alle so flaumweich, so wundervoll abgeklärt. Ein Parlament, das sich den letzten Bülowcoup

ohne ein Wort des Protestes bieten läßt, ist schwerlich ganz gesund.

Nun haben wir ja zur Korrektur aller Uebelstände die Presse, aber unsere Presse hat leider — exceptis excipiendis — in der letzten Zeit gezeigt, daß ihr alle staatsbürgerlichen Rechte gleichgültig sind, wenn es gilt, einen verhaßten Gegner zur Strecke zu bringen. Und wenn Harden der bösartigste Schurke des Jahrhunderts wäre, so hätte doch die liberale Presse die Pflicht gehabt, gegen die Erweiterung der staatsanwaltlichen Kompetenz, die hier pragmatisch erfolgt ist und einen höchst bedenklichen Präzedenzfall bildet, mit allen Kräften zu protestieren. Das haben leider viele Blätter, die die Freiheit auf ihre Fahne schreiben, versäumt. Ein nationalliberales Blatt war schamlos genug, es zu tadeln, daß der Amtsrichter Kern über die Instradierung des Prozesses nicht „belehrt" worden sei. (Ich kritisiere die liberale Presse, weil ich ihrer Richtung am nächsten stehe.) Während der ganzen Debatte war die Tonart so trivial, gehässig und niedrig, daß man nur ausrufen konnte: Cloaca maxima! Mut, Aufrichtigkeit und Güte war in den Blättern nicht viel zu finden; Liebedienerei, Fälschung und Neid überwog bei weitem. Die Presse hat die Pflicht, sich selbst schärfer zu kritisieren als irgendeinen anderen Stand, und ich weiß, daß mancher angesehene Journalist mit mir übereinstimmt, wenn ich in dem Verhalten des größten Teiles der Berliner Presse Fäulnissymptome zu erkennen glaube.

Wer dies alles zugibt, wer Regierung und Bureaukratie, Parlament und Presse, Justiz und Verwaltung unbarmherzig unter die Lupe nimmt, der pflegt doch meist hinzuzufügen, die Armee wenigstens sei völlig intakt. Wir wollen es hoffen. Es macht aber immerhin einen befremdenden Eindruck, wenn Verfehlungen, die das Ganze schädigen und schänden, nicht bestraft werden, wenn der Apparat der Ehrengerichte gegen den Oberst Gädke, aber nicht gegen den Grafen Hohenau in Bewegung gesetzt wird, wenn die höchsten Chargen nichtsahnend in einem Wolkenkuckucksheim zu leben scheinen, wenn der Kriegsminister im Reichstag mit apodiktischer Sicherheit Behauptungen aufstellt, die sich unmittelbar nachher als unzutreffend erweisen. Es muß auch einmal ausgesprochen werden, daß in den denkenden Kreisen der Armee im Hinblick auf die Heeresleitung ein Pessimismus herrscht, wie er in diesem Umfang und dieser Intensität vielleicht noch niemals vorhanden war.

Wir alle tragen schuld. Alles stände anders, wenn wir mehr Bürger und weniger Lakaien wären. Wir werden erst dann gesunden, wenn wir aufhören, vor allerhand Mandarinen in Ehrfurcht zu ersterben. Erziehung zur Mannhaftigkeit . . . das ist, mit Gurlitts gutem Wort gesprochen, das Ziel für uns alle. Vor allem lautet die Parole, die immer aufs neue wiederholt werden muß: entschlossener Widerstand gegen alle Selbstherrschergelüste! Der Byzantinismus, die unwürdige Speichelleckerei hat oben begonnen, ist ins Volk gesickert und droht, es zu verseuchen. Hoc fonte derivata clades in patriam populumque fluxit.

Die Frage, die hier erörtert wurde, ist heute die wichtigste von allen. Gewiß, der englisch-russische Vertrag bedeutet etwas, aber viel, viel mehr bedeutet die Erkenntnis, daß die politischen Werte durch die ethischen Werte bedingt sind. Wir sind eingekreist, das ist schlimm, aber diplomatische Kombinationen vergehen, Bündnisse zerfallen. Entscheidend ist nur das Eine, ob wir das Wort Fichtes: „Deutsch sein und Charakter haben ist ohne Zweifel gleichbedeutend!" in Gegenwart und Zukunft ohne Schamröte nachsprechen können. Gelingt es uns, unsere seelische Gesundheit zu bewahren, uns Kraft, Mut, Aufrichtigkeit und Güte als kostbaren Besitz zu sichern, so sind wir unüberwindlich.

Eduard Goldbeck.

Frank Wedekind und das Problem des Theaters.

I.

Wedekinds ästhetische Bedeutung liegt — in der moralischen Persönlichkeit. Die deutsche Literatur ist reich an solchen problematischen

Poeten: Lessing, Friedrich Schlegel, Novalis — nur einige der größten zu nennen. Lessing, einer der wirklich führenden Geister seiner Rasse, besaß nicht die Spur vom Dichtertum etwa eines Hölderlin; Friedrich Schlegel, vielleicht der glänzendste Schriftsteller vor Nietzsche, spiegelt sich in unzähligen Bruchstücken eines nur im „Formalen" der Individualität sich zur Einheit schließenden Werks, Novalis, neben Herder das tiefste, jedenfalls das reichste aller „zusammenschauenden" Genies der Deutschen, freier, leichter, „vegetativer" selbst als Goethe, hinterläßt gleichfalls bloß Fragmente. Die Literatur war diesen ungeheuern Potenzen nur ein Auskunftsmittel, eine Wesensäußerung neben gleichwertigen andern, niemals wie den großen romanischen und slawischen Gestaltern als Schaffens-Lebensziel. Alle sind sie als Schriftsteller gewissermaßen Eklektiker: Lessing, der Polemiker, geht auch als Muster-Dramatiker bei der französischen Vernunft (Diderot) in die Lehre, Schlegel, der nicht ohne tieferen Zusammenhang den aphoristischen Moralisten Chamfort preist, schreibt die für den deutschen Dilettantismus bezeichnende „Lucinde", Novalis dichtet im Stil des lutherischen Gesangsbuches und entwirft seinen Offterdingen — als stilistische eine Meisterleistung —, von Tieck überschattet, nach dem Wilhelm Meister-Schema.

Welcher wahrhaftige Verehrer des nach Erkenntnis ringenden menschlichen Ingeniums aber möchte dieser „Problematiker" missen, wer einen Jean Paul daran geben für einen der nichtigen „naturalistischen" Techniker?

In diesem Zusammenhang, aus diesem Gesichtswinkel heraus ist die Erscheinung des seltsamen Dichters Frank Wedekind zu fassen, zu beurteilen.

Wedekind ist wie Schlegel, wie Novalis ein Dilettant, wie Lessing ein Doktrinär, wie Jean Paul ein Gestalter ohne ruhig-sichere Bildnerhände.

Von einem andern Standpunkt aus ist Wedekinds antitheatralische Dramatik zu betrachten. Die schwerfällige Bühnenformel „Wedekind" bedeutet eine der bedeutsamsten Entwicklungsphasen der Bühne überhaupt. Sie ist ein Uebergang, keine Erfüllung, sondern eine Zerstörung, offenbart gegen ihre eigentliche „Absichtlichkeit" eine technische Tendenz. Doch davon später.

— — — — — — — — —

Der dramatische Dichter Wedekind tritt als Revolutionär des szenischen Gehalts auf: er schreibt (1891) die Tragödie der Pubertät („Frühlingserwachen"). Man tut dem genialen Erstling unrecht, wenn man ihn als einen schätzbaren Beitrag zur Reform der sexuellen Jugenderziehung ins Inventar des freisinnigen Doktrinarismus bucht. „Frühlingserwachen" ist wie jede starke und eigenartige deutsche dichterische Tat — wie „Werthers Leiden", wie „Die Räuber" — ein Erlebnis. Während aber der junge Schiller den Unmut des unter der Korporalsfuchtel sich bäumenden Individualismus in das romantische Abenteuer der böhmischen Wälder „poetisierte", gibt Wedekind in losen Shakespeare-Lenz-Szenen scheinbar realistische Ausschnitte, im Grund abkürzende Verallgemeinerungen. Sicherlich „will" Wedekind die Groteske der ängstlich und ungeschickt, äußerlich und halbschlächtig gehüteten Sexualentwicklung zeichnen. Jede Dichtung „sagt" etwas, das man vom Gymnasiallehrer extrahieren lassen kann. Und es heißt, eben keine große Entdeckung gemacht haben, wenn man befindet, Wedekind sei ein Sexualethiker oder sonst ein Apotheker. Aber das Wesenhafte einer Dichtung ist denn doch das Dichterische, und eben das Dichterische lebt sinnfällig in diesem prangend erwachten Frühling — wie leider in keinem zweiten Werk des problematischen Poeten.

Richard Schaukal.

Vom Büchertisch.

Camille Flammarion: Unbekannte Naturkräfte. (Julius Hoffmann.)
Ueber Spiritismus und verwandte Gebiete spricht hier der Direktor der Pariser Sternwarte.
Carl Hauptmann: Einhart, der Lächler. (Marquardt & Co.) Roman in 2 Bänden.
Der Weihnachtsroman von 1907.

Die Mode, Menschen und Moden im neunzehnten Jahrhundert. (F. Bruckmann, München.)

Ein Buch, das des Interesses in weitesten Kreisen sicher ist.

Otto Julius Bierbaum: „Mit der Kraft," Automobilia. (Marquardt & Co.)

Lustige Geschichten, die jeden Automobilisten erfreuen und dem Autosport neue Freunde erobern werden.

Lothar Schmidt: Der gerettete Selbstmörder. (Georg Müller, München.)

Ein Band flott geschriebener Novellen dieses bestbekannten Schriftstellers.

August Strindberg: Historische Miniaturen. (Georg Müller, München.)

Wilhelm Fischer: Lebensmorgen, Erzählungen. (Georg Müller, München.)

Lafcadio Hearn:

Lotos, Blicke in das unbekannte Japan.

Izumo.

Kokoro, mit Vorwort von Hugo v. Hofmannsthal.

Jedes dieser Bücher (Rütten & Loening, Frankfurt a. Main) ist inhaltlich und sprachlich ein Kunstwerk.

Jacobsen: Novellen, Briefe, Gedichte (Eugen Diederichs) in der geschmackvollen Ausstattung, die man bei dieser Verlagsanstalt gewöhnt ist.

Ernst v. Wolzogen: Der Bibelhase, Roman. (Engelhorn.)

Hanns Heinz Ewers: „Das Grauen," Novellen. (Georg Müller.)

Multatuli-Briefe. (Rütten & Loening.) 2 Bände.

Fr. v. Ostini: „Deutsche Illustratoren." (Franz Hanfstaengl, München.)

Auf den Weihnachtstisch!

Deutsche Hausmusik aus vier Jahrhunderten. (Marquardt & Co.)

Notiz.

Frank Wedekinds neueste dramatische Arbeit wird in den nächsten beiden Heften des „Morgen" veröffentlicht werden.

Verantwortlich für die Redaktion: Dr. Artur Landsberger Berlin W. 9, Lennéstraße 3; für Oesterreich-Ungarn: Robert Fesl, Wien I. — Verlag Marquardt & Co., Wilmersdorf-Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14. — Expedition für Oesterreich-Ungarn bei Rafael & Witzek, Wien I, Graben 28. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H., Berlin W. 57, Bülowstraße 66.

Schluß der Inseraten-Annahme für das nächste Heft (Nr. 3 vom 17. Januar cr.) Freitag, den 10. Januar cr.

Inserat-Preise: Die 2mal gespaltene Nonpareille-Zeile (66 mm breit) 1 Mk. Die Reklame-Zeile (66 mm breit) 2 Mk.

Fernsprecher: Amt VI, 2271.

Für Juristen und Nationalökonomen

lese ich im I. Quartal 1908 folgende Kurse:

I. **Die Technik der Börsengeschäfte**

Sonnabend nachmittags ½6—7 Uhr. Anfang: 11. Januar.

II. **Theorie u. Technik der Bankgeschäfte**

(an der Hand der neu erscheinenden Bankbilanzen)

Freitag abends 8—½ 10 Uhr. Anfang: 10. Januar.

Anmeldungen u. Prospekte bei der **Redaktion des Plutus**, Charlottenburg, Goethestr. 69. **Georg Bernhard,**

Herausgeber des Plutus.

LEIPZIGER VEREINIGTE WERKSTÄTTEN

FÜR WOHNUNGS-EINRICHTUNGEN

E. G. M. B. H. KLOSTERGASSE 9 TEL. 14675

EINRICHTUNGEN IN EINFACHER UND ANSPRUCHSVOLLER AUSFÜHRUNG :: DURCHDACHTE ZWECKMÄSSIGKEIT, VERSTÄNDNISVOLLES EINGEHEN AUF BESONDERE WÜNSCHE. SORGFÄLTIGER, HANDWERKSMÄSSIGER ZUSAMMENBAU.

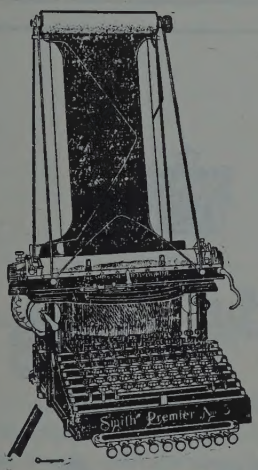
KÜNSTLERISCHE LEITUNG:

PAUL WÜRZLER-KLOPSCH

ARCHITEKT

WESTSTRASSE 68 III. TELEPHON 10235

AUSSTELLUNG
PROF. SCHULTZE-NAUMBURG
Völlig eingerichtete Wohnräume
Saalecker Werkstätten G. m. b. H.
Zweigniederlassung Berlin
(Victoriastrasse 23 (b. d. Potsdamer Brücke)
:: :: :: :: :: FREIE BESICHTIGUNG :: :: :: :: ::



Zeit ist Geld!

Wie beides gespart werden kann, lehrt auf das glänzendste unsere neue

Formular-Schreibmaschine
„Smith Premier"

Besondere Vorrichtungen an derselben ermöglichen es, alle Arten Formulare, Einzel-Rechnungen, Monats-Rechnungen, Konto-Auszüge in allerkürzester Zeit fertig zu stellen.

Unentbehrlich für kaufmännische und Eisenbahnbureaux, Banken, Behörden etc.

Prospekte gratis und franko von:

Smith Premier Typewriter Co., Berlin W. 8, Friedrichstr. 62.

Soeben erschien im Verlage **Georg Müller, München:**

Hanns Heinz Ewers: Das Grauen.

Seltsame Geschichten, geh. Mk. 3.50, geb. Mk. 5.—. (Inhalt u. a.: Die Tomatensauce — Die Herzen der Könige — Der tote Jude — Die Wasserleiche — Die Topharbraut — Mamaloi &c.)

Wer das Schaffen von Hanns Heinz Ewers verfolgt hat, der wußte wohl, daß gerade von ihm noch überaus Bedeutungsvolles zu erwarten war; denn Ewers ist ein Einzigartiger in der deutschen Literatur. Er läßt sich nicht in eine bestimmte Rubrik unterbringen, denn dafür ist sein Wollen und Können zu stark. Sein vorliegendes Buch berechtigt vielleicht dazu, ihn den romantischen Dichter modernster Kultur zu nennen. Weit gereist, hat er überall das Seltsame, das Merkwürdige, fern ab vom Wege Liegende gesucht und aus jenen erlebten und erträumten, ihn selbst am stärksten ergreifenden Stimmungen hat er ergreifende Novellen geformt mit der unerhörten Phantasie eines E. T. A. Hoffmann, eines E. A. Poe und Villiers de l'Isle Adam, unserer Zeit wertvoller als selbst die Novellen dieser Großen, weil Ewers die stärkeren Mittel modernen Kunstgeistes formen halfen. Kein lebender Autor vermag den obengenannten Geschichten auch nur etwas Aehnliches an die Seite zu stellen. Unsere Zeit will ja so gern das Gruseln lernen. In immer größeren Mengen werden Detektivstücke und Kriminalromane verschlungen — aber das wahre Gruseln hat man immer noch nicht gelernt. Nun: Hanns Heinz Ewers ist ein Dichter, der mit unerhörter Kunst seinen Zaubertrank mischt — man lese das Buch, und man hat das Gruseln gelernt.

Inhalt

	Seite		Seite
Preisausschreiben	77	Bruno Buchwald . Das Branntweinmonopol	99
Karl Schnitzler . Zwischenspiel	77	Kurt Mey . . . Musikalische Schriften	101
Andrew Carnegie . Die indische Frage	79	Randbemerkungen:	
Frank Wedekind . Die Zensur / Drama	82	August Strindberg Mensch unter Menschen	102
Carl Hauptmann . Graf Michael (Fortsetzung)	87	B. . . . . Ein Gespräch unter vielen	103
Willi Handl . . Theater	96	Eulenberg . . . Ulrich Fürst zu Waldeck	104
Alfred Schattmann Musik	98	Vorträge. Notizen	104

Manuskriptsendungen nicht an die einzelnen Herausgeber, sondern an die Schriftleitung: Dr. iur. Artur Landsberger. Berlin W. 50, Eislebenerstraße 14.

SEIDENHAUS

MICHELS & CIE,

HOFLIEFERANTEN.

BERLIN W. LEIPZIGERSTRASSE 43-44,

ECKE MARKGRAFENSTRASSE.

GRÖSSTES SPECIALHAUS DEUTSCHLANDS

FÜR SEIDENSTOFFE UND SAMMETE

MECHAN. SEIDENSTOFFWEBEREI IN KREFELD

FABRIKATION VON SEIDENEN BLUSEN, JUPONS, MORGENRÖCKEN, MATINEES, KOSTÜMRÖCKEN UND ABGEPASSTEN HALBFERTIGEN ROBEN.

SPECIAL-ABTEILUNG FÜR

LIBERTY-ARTIKEL, SEIDENE TRICOTAGEN, SEIDENE TÜCHER, FEDERBOAS, ECHTE SPITZEN, KRAGEN, SCHÄRPEN ETC.